P. o.germ.
329
wm

P. O. germ. 329 vm (Eschenbach Wolfram von)

Meyer-Markau

Richard Wagner hat die Widmung angenommen.

Der Parzival

Wolframs von Eschenbach.

Eine Abhandlung

von

WILHELM MEYER-MARKAU.

Mit dem Wappen Wolframs von Eschenbach in Holzschnitt.

MAGDEBURG.
HEINRICHSHOFEN'S VERLAG.
1882.

Aus Anlass des neuesten Musikdramas Richard Wagners „Parsifal" herausgegeben.

H

DER PARZIVAL

WOLFRAMS VON ESCHENBACH.

Eine Abhandlung

von

WILHELM MEYER-MARKAU.

Mit dem Wappen Wolframs von Eschenbach in Holzschnitt.

MAGDEBURG.
HEINRICHSHOFEN'S VERLAG.
1882.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem Dichtercomponisten

des Parsifal,

Herrn Richard Wagner,

in Ehrfurcht gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Die Herausgabe einer eingehenderen Abhandlung über das grossartigste Kunstepos der ersten Glanzepoche unserer Literatur bedarf gewiss zu keiner Zeit einer Rechtfertigung, da die Bekanntschaft mit demselben bis heute leider kaum über den engen Kreis der Fachgelehrten hinausgedrungen ist. Am allerwenigsten aber dürfte ein entschuldigendes Wort für ein solches Unternehmen gerade jetzt noth sein, da das deutsche Volk auf's neue — diesmal von einem Richard Wagner — mit einem Parzival beschenkt wird.

Unsere mittelalterlichen Dichtungen bergen des Trefflichen so viel, dass aus diesem Grunde die Erschliessung ihres Verständnisses für das gebildete Publikum seit Jahrzehnten von den anerkannt tüchtigsten Germanisten angestrebt wird. Gute Uebersetzungen und vortrefflich commentirte Textausgaben sind nach diesem Gesichtspunkte gearbeitet worden.

Bezüglich der Parzivaldichtung Wolframs aber scheuen trotzdem noch immer viele, sich in dieselbe hinein zu lesen, weil sie sich durch Sprache, Composition u. s. w. davon abschrecken lassen. An solche Leser ist bei Abfassung vorliegender Schrift in erster Linie gedacht worden. Wenn sie daneben auch denjenigen, die sich das Studium unserer Literatur zur Aufgabe gestellt, der Beachtung nicht ganz unwerth erscheint, so hat der Verfasser erreicht, was er erstrebte.

Wilhelm Meyer-Markau.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Wolframs Leben und Wirken 1

II.

Die Sagen vom heiligen Gral und von König Artus und der Tafelrunde.

1. Die Gralsage 7
2. Die Artussage 25

III.

Wolframs Parzival.

1. Die Quelle 27
2. Inhaltsübersicht.

a. Einleitende Verse 31
b. Die Vorgeschichte Parzivals 31
c. Parzivals Jugend 35
d. Parzivals erste Erlebnisse 38
e. Parzivals Ritterschule 44
f. Parzivals Verheirathung 46
g. In der Gralburg 48
h. An der Tafelrunde 55

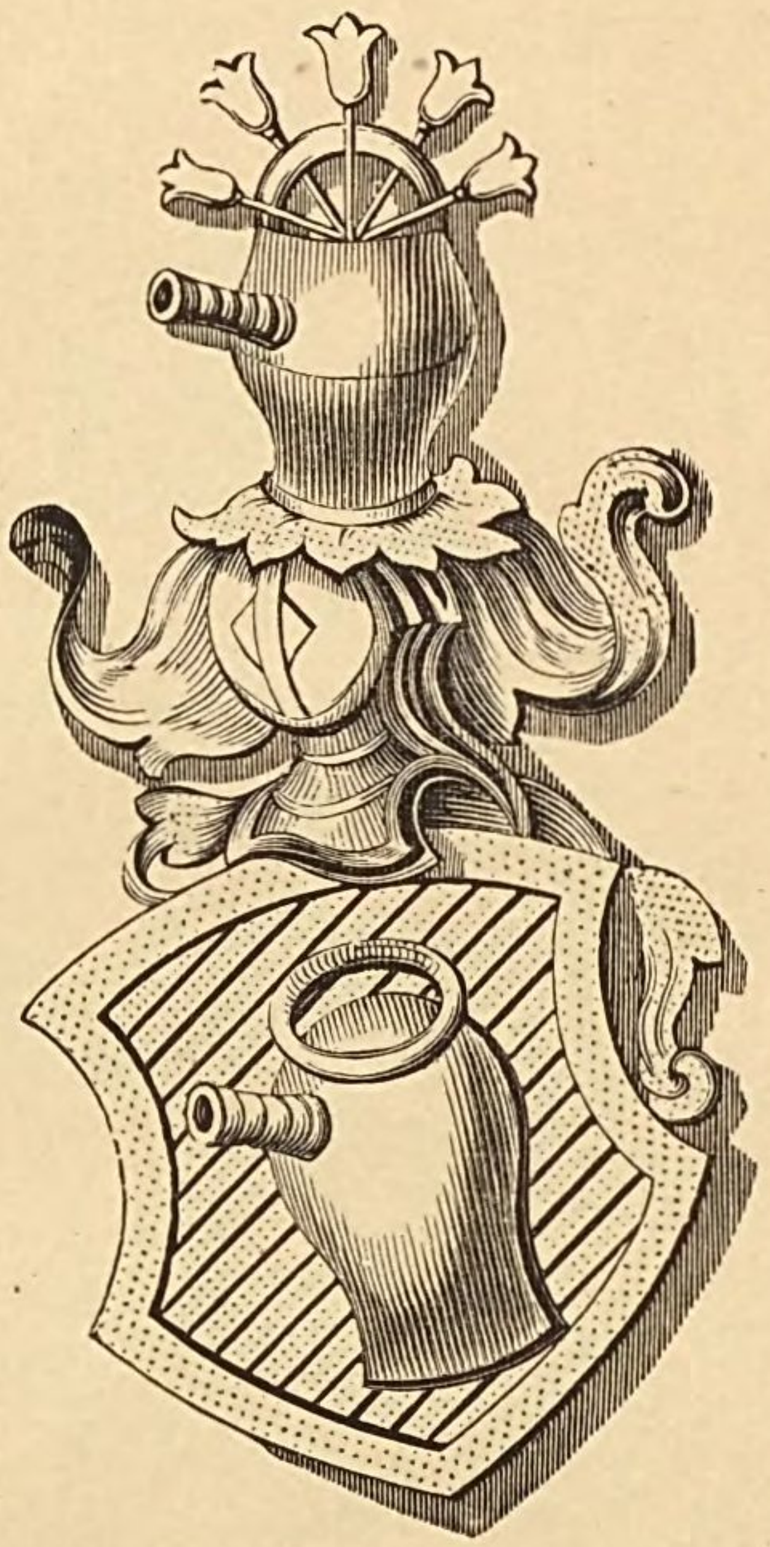
i. Auf der „Irrnis und der Leiden Pfade“. 59
k. In Trevrezents Klause 64
l. Auf neuer Irrfahrt 68
m. Wieder an der Tafelrunde 72
n. Im Kampfe mit Feirefiz 73
o. Parzival wird Gralkönig 75
p. Loherangrin 80

3. Zur Kritik.

a. Composition. 81
b. Sprachliche Eigenthümlichkeiten . . 112
c. Form 130
d. Aeussere Eintheilung 131
e. Vergleich mit anderen Dichtungen. . 131
f. Einfluss auf Dichtungen des späteren Mittelalters 134

A n h a n g.

Handschriften, Ausgaben und Uebersetzungen . . 141



Das Wappen Wolframs von Eschenbach, angeblich auf seinem Grabsteine gefunden.

Darumb sey Imer ehr
Vnnd Lob gesagt Wolfram der Hochbekhannt
Mit tichtes khunst sogar in teutschen welden
das Im hallt nit geleichet
Ich main von Eschenbach vnd Pleienfelden.

Begraben vnnd besarkht
Ist sein gebain das Edl
In Eschenbach dem Marckht
In Vnnser Frauen Minster Hat er Sedl
Erhabens grab sein schilt darauf erzeuget
Epitafium Besunder
das vnns die zeit seins Sterbens gar abtreuget.

Verwappent mit ainem Hafen
Im Schilt auf Helm begarb
Ja müest er schnelle drafen
Der vnns erfur derselben clainot farb
Ein Pusch auf Helm der Hafen hat vmbraiffet.

(Jacob Püterich von Reicherzhausen,
Ehrenepistel an die verwitwete Erzherzogin
Mathildis von Oesterreich. 1462.)

I.

Wolframs Leben und Wirken.

Wie der geistesgewaltige Realist Goethe die zweite Epoche unserer „literärischen Existenz“ beherrscht, so erreicht die erste in dem gedankentiefen Idealisten Wolfram von Eschenbach ihren Höhepunkt. Was Wunder, wenn in neuerer Zeit Bienenfleiss deutscher Gelehrten diesen Stolz unserer Nation einem „unverschuldeten Dunkel“ (zuerst 1833 K. Lachmann) zu entreissen bemüht ist.

Wolfram von Eschenbach wurde zur Regierungszeit des „alten Barbarossa, des Kaisers Friederich“ geboren, legte während der Doppelherrschaft der sich gegenseitig bekämpfenden Kaiser Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig durch dichterische Schöpfung seines bedeutendsten Werkes Zeugnis vom kräftigen Mannesalter ab und starb unter Friedrich II. (zwischen 1220 u. 1230). Wie aus seinen Dichtungen und aus Zeugnissen seiner Zeitgenossen unwiderleglich nachgewiesen, stammte er aus dem „hochummauerten“ Eschenbach im jetzigen bayrischen Mittelfranken, dem damaligen bayrischen Nordgau; und auch

begraben und besarkt
ist sein gebain das edl
in Eschenbach dem markt,
in unser frauen minster.

Max II. von Bayern setzte ihm in Eschenbach 1861 ein Denkmal in Form eines Brunnens mit Standbild.

Wie Walther von der Vogelweide und Hartmann von Aue war der „grosse Wolfram," wie ihn Joh. Scherr einfach und würdig-schön nennt, ritterlichen Standes; aber als nachgeborner Sohn hatte er alle Ursache mit sauersüsser Miene zu scherzen:

dâ heime in mîn selbes hûs,
dâ wirt gefröut (erfreut) vil selten mûs.
wan diu müese ir spîse stelen:
die dörfte niemen (die braucht niemand) vor mir helen:
i'nẹ vinde ir offenlîche niht.
alze dicke (gar zu oft) daz geschiht
mir Wolfram von Eschenbach
Daz ich dulte alsolch gemach (ironisch für „Annehmlichkeit").

Wahrscheinlich war die bescheidene Burg Wildenberg in der Nähe des heutigen Dorfes Wehlenberg seine Besitzung. „Schildesamt" schätzte er als ächter Sohn seiner Zeit weit höher als die Kunst des Singens und Sagens.

Schildes ambet ist min art:
swâ min ellen (Muth) si gespart,
swelhiu (welche Frau) mich minnet umbe sanc,
sô dunket mich ir witze kranc.

Trotzdem Wolfram verheirathet und seine Ehe mit Kindern gesegnet war, mied er doch nicht das ruhelose Wanderleben der Dichter und Ritter des Mittelalters, ohne aber *der varnden diet* (dem fahrenden Volke) im eigentlichen Sinne anzugehören.

Wer Schildesamt üben will,
Der muss durchstreifen Lande viel, *)

---

*) Diejenigen Stellen, deren Verständnis im Original mit mehr oder weniger Schwierigkeiten verknüpft ist, werden in Uebersetzung (meistens nach Simrock) citirt.

ist seine selbst dokumentirte Meinung. Am Hofe Hermanns von Thüringen, wohin keiner, der „in den Ohren siech oder krank im Haupt," wegen der vielen an- und abziehenden Gäste kommen durfte, und „wo Herr Walther singen musste: „Gut' und Böse, guten Tag!" — auf der Wartburg, traf er mit Walther von der Vogelweide und anderen zeitgenössischen Dichtern zusammen, und ist es darum kein Wunder, wenn der sagenhafte Singerkrieg ihn zum Hauptthelden hat, und er darin auch noch einem Gebilde seiner eigenen dichterischen Phantasie aus dem Parzival, Klinschor (Klingsohr), gegenüber gestellt wird.

Wolfram war ein offener, ehrlicher und hochherziger Charakter. Um Fürstengunst hat er nie gebuhlt, trotzdem er auf Freigebigkeit der Grossen dieser Welt angewiesen war. Scheute er es doch nicht, Hermann zuzurufen, ein Theil seines Ingesindes hiesse besser Ausgesinde.

Wol erscheint unser grosser mittelalterlicher Dichter mitunter als eine sinnliche Natur. Konnte er es doch nicht unterlassen, hie und da in derber, ächt mittelalterlich unzweideutiger Weise zu scherzen. Fast durchgängig aber beherrscht seine Dichtungen ein tiefsittlicher Ernst, der keusch und grossartig schön zu reden weiss vom Hangen und Bangen erwachender Jugendliebe, der singt und sagt von denen, die sich *minnen tougenlîche;* der jene Minne preist, die *ze himel gibt reine für got ir geleite,* und der das Glück desjenigen schildert, der an der Seite seines treuen Weibes den Tag erwartet und nicht mit Lebensgefahr und möglichem Verluste der Ehre in den *Kemenaten* (Frauengemächern) einer fremden Burg nachts Minne stehlen muss.

Die Bildung dieses „gewaltigsten und gedankentiefsten unter allen höfisch erzählenden Dichtern des

deutschen Mittelalters“ war in vieler Hinsicht recht mangelhaft.

Swaz an den buochen stêt geschriben,
des bin ich künstelôs beliben.

und

i'nẹ kan decheinen buochstap.

Da er also weder lesen noch schreiben konnte, so hat er seine umfangreichen Dichtungen diktiren und deren Quellen sich vorlesen lassen müssen. Unser papiernes Zeitalter versteht es einfach nicht mehr, wie jemand trotzdem ein grossartig angelegtes und ausgeführtes Epos von 25 000 Versen dichten konnte. Wolframs Kenntnisse in Mythologie, Theologie, Astrologie, in der nach damaligem Standpunkte der Wissenschaft fabelhaften Naturkunde, in Medicin und Geschichte waren trotzdem nicht gering. Auch das Französische beherrschte er insoweit, um in dieser Sprache Vorgelesenes verstehen und französische Wörter und Redensarten in unschöner Fülle in seine poetischen Erzeugnisse verweben zu können.

Wolframs Dichtungen sind folgende:

I. Acht Wächter- (nicht Tage-) Lieder, deren Erfinder er nach K. Lachmann ist, und in welchen er das Scheiden der Liebenden vom heimlichen Liebesgenusse beim Weckruf des Wächters, wenn der Tag *sîne klâwen durh die wolken geslagen,* schildert. Zur Reformationszeit und später hat man solche mittelalterlichen Wächterlieder oftmals geistlich umgedeutet, und ist u. a. Philipp Nicolais phantasievolles „Wachet auf! ruft uns die Stimme des Wächters —“ ein solches geistliches Wächterlied.

II. Wilhelm *(Willehalm)* von Orange, die romantische Schilderung der Thaten Wilhelms des Heiligen.

III. Titurel, zwei Bruchstücke eines Gedichtes, worin „der ernste und keusche Wolfram der lauteren Minne ein wunderbar schönes Denkmal stiftet.“ Die Fabel „dieser Offenbarung ächtester Poesie, deren Innigkeit, Zartheit und Naturwahrheit nur ganz weniges bei Homer, Shakespeare und Goethe gleichkommt*)“, ist folgende:

Der *Delphin* (Dauphin) Schionatulander entbrennt in heisser Jugendliebe zu seiner Pflegeschwester Sigune. Sie will aber nur dann Schionatulander angehören, wenn er sie unter „Schildesdach“ verdient. Zu diesem Behufe unternimmt er kühne Ritterfahrten in Morgen- und Abendland. Nach seiner Heimkehr werden beide Mann und Weib und leben längere Zeit miteinander im stillen, ehelichen Glücke. Ein unscheinbares Ereignis zerstört dasselbe. Der entlaufene *Brake* (Jagdhund) des Herzogs Orilus verirrt sich mit einem kunstvoll gestickten Leitseile zu beiden. Sigune reicht ihm Nahrung, und dabei entdeckt sie auf dem Brakenseile Worte, die sie gerade zu lesen begonnen hat, als der Hund davon läuft. Sigune verlangt von Schionatulander die Wiederergreifung desselben. Beide reiten auf die Suche und entdecken den Hund bei seinem Herrn. — Orilus und Schionatulander lebten miteinander in alter Feindschaft. Sie kämpfen. Schionatulander fällt. Sigune lässt dem todten Ehegemahl ein lichtgrünes Kleid anlegen, nimmt sein Haupt in ihren Schoss und weint unter den Zweigen einer Linde fünf Jahre um seinen Tod, während welcher Zeit sie auf wunderbare Weise (vom heiligen Gral) mit Speise und Trank versorgt wird. Da gedenkt sie Schionatulanders letzter Worte, die sie aufforderten,

*) Joh. Scherr.

nicht um seinen Tod zu weinen. Sie baut sich eine Klause und lebt darin am Sarge des Geliebten als Büsserin bis zu ihrem Tode. —

„Der Hauptinhalt dieser beiden Fragmente steht dem Wesen der Lyrik sehr nahe. Die Gespräche über die Minne erörtern die Natur der Liebe, wie es die Lieder der Minnesinger auch thun, aber gerade hier zeigt sich glänzend die Genialität Wolframs, der damit weit über dem gewöhnlichen Niveau der Minnedichtung steht.*)“ — „Es war nur wenigen Dichtern gegeben, zarte Seelenzustände so lebendig zu malen, so geschickt zu belauschen, und für so feine Empfindungen den rechten Ton, das rechte Wort und das rechte Zeitmass der Periode zu treffen“.**)

IV. Parzival (Parcival, sprich: Parsiwal). Muss man beim Lesen jener zartinnig, melodisch klingenden Bruchstücke schon mit Wirnt von Gravenberg ausrufen:

„Laien munt nie baz (besser) gesprach!“

so kann dieses grösste deutsche Kunstepos, „an das an Tiefe der Idee kein anderes heranreicht,“ wie etwa der erste Anblick des gigantisch-prächtigen Kölner Domes, nur wortloses Staunen erzeugen. — Gedichtet ist der Parzival um dieselbe Zeit, in der Gottfried von Strassburg „Tristan und Isolde“ und Hartmann von Aue „Iwein“ schufen.

---

*) Karl Bartsch.

**) G. G. Gervinus.

II.

Die Sagen vom heiligen Gral und von König Artus und der Tafelrunde.

1. Die Gralsage.

Zum Verständnisse des Parzival gehört nähere Bekanntschaft mit zwei mittelalterlichen Sagenkreisen, die aus fremden Landen und fernen Zeiten ihren Weg durch Frankreich zu uns gefunden haben. Es sind Gral- und Artussage.

Auf dem Gebiete der Sage sowol als auf dem der Religion blüht aus Ruinen meistens neues Leben. Wol stürzt das Alte, wenn sich die Zeiten ändern; aber keineswegs wird das Alte wie Wälle geschleifter Festungen vom Erdboden wegrasirt, nein, scheinbar Vergangenes durchsetzt Bestehendes, oder erscheint oft gar nach wunderbarer Metamorphose einfach nur als „Altes im Lichte des Neuen." So ist auch der Gralmythus als christlicher wol weiter ausgebaut; aber seine Wurzeln erhalten mehr oder weniger reichlich Nahrung aus keltischen, walisischen und spanischen, vielleicht auch arabisch-persischen und hindostanischen, überhaupt aus orientalen und occidentalen, jüdischen und muhamedanischen Sagen, die im Schmelztigel dichterisch-träumender Romantik des 12. Jahrhunderts zu einem kostbaren Ganzen krystallisirten. Nach Deutschland ist Kunde von dieser Sage aus Frankreich gekommen. Dort wurde zu Ende des

12. Jahrhunderts neben anderen Stoffen besonders vom Gral in Versen und Prosa gedichtet. Aus Spanien, das fast allgemein bis in die neueste Zeit als Heimat der Gralsage galt, liegen Beweise für das Vorhandensein derselben in diesem Lande erst vom Ende des 14. Jahrhunderts vor, nachdem also Wolframs Werk schon über anderthalbhundert Jahre existirte.

Im Wartburgkriege, gedichtet zu Ausgang des 13. Jahrhunderts, wird berichtet: Als Lucifer und die mit ihm abtrünnig gewordenen Engel von Michael auf Jahves Geheiss aus dem Himmel gestürzt wurden, entfiel Lucifers Krone ein kostbarer Jaspis, den Engel, die *newederhalp* (abseits) gestanden (also beim Kampfe theilnahmlos geblieben), auffangen und lange schwebend in der Luft halten mussten. —

Christus wurde auf die Erde gesandt, das verlorene himmlische Paradies zu bringen. Da kam auch dieser Stein dahin als letzter Ueberrest des irdischen Paradieses, welcher über allen *wunsch* noch weit hinaus reicht. Nach Wolframs Parzival *heizet er lapsit exillis.* Mit diesem Steine verbrennt sich der Vogel Phönix, um schöner zu einem neuen Leben zu erstehen. Jenen Stein Lucifers, der also aus derselben Masse geschaffen war, bearbeitete man auf Erden zu einem Gral (contrahirt aus *grasal, grazal,* was von *Gradale* oder *cratale — crater, κρατήρ —* kommt), d. i. Schüssel, Becher, Terrine, kurz: Gefäss, dessen Eigenthümer Joseph von Arimathia wurde. Der Herr reichte im Gral in der Nacht, da er verrathen ward, seinen Jüngern das heilige Abendmahl Nachdem er denselben die Füsse gewaschen hatte, „ward er betrübt im Geist und zeugete und sprach: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, einer unter euch wird mich verrathen. Da sahen sich die Jünger unter-

einander an, und ward ihnen bange, von welchem er redete. Es war aber einer unter seinen Jüngern, der zu Tische sass an der Brust Jesu, welchen Jesus lieb hatte. Dem winkete Simon Petrus, dass er forschen sollte, wer es wäre, von dem er sagte. Denn derselbige lag an der Brust Jesu und sprach zu ihm: Herr, wer ist's? Jesus antwortete: Der ist's, dem ich den Bissen eintauche und gebe. Und er tauchte den Bissen ein, und gab ihn Juda Simonis Ischarioth. Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn. Da sprach Jesus zu ihm: Was du thust, das thue bald. Dasselbige aber wusste niemand über dem Tische, wozu er's ihm sagte. Da er nun den Bissen genommen hatte, ging er so bald hinaus, und es war Nacht." (Ev. Johannis 13, 21—28. 30.)

Seit jener Stunde besitzt der Gral die geheimnisvolle Macht, die Bösen von den Guten zu scheiden. — Joseph von Arimathia fing im Gral das Blut auf, welches der Wunde entfloss, die Longilus, der Kriegsknecht, mit der Lanze in die Seite des Weltheilandes stach. Darum hat die Legende späterhin den Gral zu einem Kelche umgestaltet und dabei an den Abendmahlskelch gedacht.

Eine französische Legende, die uns in einem Gedichte Roberts de Boron aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erhalten worden ist, erzählt:

„Christus sass im Hause Simons mit seinen Jüngern beisammen, als die Feinde unter Anführung des Judas hereinbrachen und ihn gefangen fortschleppten. Ein Jude nahm die Schüssel mit, welche dem Herrn beim Abendmahle gedient hatte, und brachte sie dem Pilatus. Joseph von Arimathia, der mit fünf ritterlichen Mannen dem Pilatus lange Jahre gedient hatte, erbat sich hierfür als einzigen Lohn den Leichnam Christi. Pilatus schenkte ihm noch die Schüssel dazu. Als Joseph mit Nicodemus

die Wunden des Gekreuzigten wusch, floss Blut daraus. Das sammelte er in diesem Gefässe und bewahrte es in seinem Hause. Nach Christi Auferstehung beschuldigten die Juden den Joseph, er habe den Leichnam bei Seite geschafft, rissen ihn nachts aus dem Bette und warfen ihn in einen unterirdischen Kerker. Aber Christus erschien ihm in blendender Klarheit, brachte ihm das kostbare Gefäss und tröstete ihn durch dessen Anblick. Wisse, sprach er, dass kein Messopfer geschehen wird, ohne dass man sich Deiner erinnert. Wie Du mich vom Kreuze nahmst und ins Grab legtest, so wird man mich auf den Altar legen. Das Tuch, in das Du mich gehüllt hast, wird Corporale heissen. Das Gefäss, das mein Blut aufnahm, wird Kelch genannt werden, und die Patene, die man darüber deckt, wird den Stein bedeuten, womit Du das Grab verschlossen hast. Alle, die künftig dieses Gefäss schauen werden, werden davon Erfüllung des Herzens und dauernde Freude haben. Wer diese Worte lernen wird — so lässt der Dichter zur Empfehlung seines Buches den Heiland hinzufügen —, der wird Gnade finden vor Gott und Welt; vor Gericht wird ihm kein Unrecht widerfahren, und im Gottesurtheil wird er nicht unterliegen. — Darauf schied der Herr unter tröstlichen Verheissungen, und Joseph blieb in seinem Kerker lebendig begraben.

Nach langen Jahren wurde Vespasian, der Sohn des römischen Kaisers, von einem so schlimmen Aussatze befallen, dass niemand seine Nähe ertragen konnte. Man verschloss ihn in einen Thurm, der nur ein einziges Fensterchen hatte, durch das man ihm seine Speise reichte. Da kam ein Pilger aus Judäa nach Rom und erzählte von den Wunderthaten des grossen Propheten Jesus von Nazareth, den die Juden ans Kreuz gebracht hätten: er würde sicher, wenn er noch lebte, den Kaiser-

sohn geheilt haben. Sogleich schickte der Kaiser Gesandte an Pilatus und liess nachforschen, ob sich nicht ein Gegenstand fände, der im Besitz des Propheten gewesen sei. Wirklich bewahrte eine Frau Verrine (Veronica) ein Schweisstuch, worauf sich das Antlitz Jesu abgedrückt hatte. Das zeigte man dem eingeschlossenen Kaisersohn durch das Fensterlein, und sofort ward er gesund. Zum Danke dafür machte er sich mit einem Heere gen Jerusalem auf, um Christi Tod an den Juden zu rächen. Er bestrafte die Hauptschuldigen mit dem Tode und verkaufte die übrigen, je dreissig um einen Silberling. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Gewaltthat offenbar, welche die Juden an Joseph von Arimathia begangen hatten. Vespasian liess sich selbst an einem Seile in den Kerker hinab und fand den verschollenen heiligen Mann lebend, ohne irdische Speise und Trank, in himmlischer Klarheit. Der Gral hatte ihn volle **42** Jahre lang mit köstlicher Nahrung versorgt und seinen Kerker taghell erleuchtet.

Darauf sammelte der Befreite eine Christengemeinde um sich und zog mit ihr in ein fernes Land. Sie bebauten das Feld und lebten lange Zeit in Wohlstand, bis die Sünde der Fleischeslust bei ihnen einzureissen begann. Von da an missglückten alle ihre Anstrengungen, und Hungersnoth bedrängte sie. Joseph warf sich vor dem heiligen Gefässe auf die Kniee und bat den Herrn um Hilfe. Da befahl ihm eine himmlische Stimme, die Unreinen von den Reinen auszuscheiden. Nach göttlicher Weisung bereitete er eine Tafel, welche der Abendmahlstafel nachgeahmt war. In die Mitte stellte er die heilige Schüssel, den heiligen Gral. Sein Schwager Bron ging zu einem Wasser und fing einen Fisch; der wurde dem Gral gegenüber gestellt. Dann setzte sich das Volk um die Tafel. Zwischen Jo-

seph und seinem Schwager wurde ein Platz leer gelassen; der bezeichnete den Sitz des Judas am Tische des Herrn. Alsbald empfanden die Reinen beim Anblick des Gral eine Süssigkeit und Erfüllung des Herzens; die Unreinen aber empfanden nichts und gingen beschämt hinweg. Von da an versammelte sich die Gemeinde täglich um die dritte Stunde zum Dienste des Gral. Ein falscher Jünger aber, Namens Moses, drängte sich in ihre Reihe und setzte sich auf den leeren Platz des Judas. Sofort verschlang ihn die Erde, und eine Stimme rief, dieser Platz solle leer bleiben, bis dem Sohne Brons ein Sohn geboren werde; dem sei der Platz bestimmt. Später vertheilten sich die Genossen und zogen in fremde Länder, um das Christenthum auszubreiten. Joseph übergab seinem Schwager den heiligen Gral und lehrte ihn dabei die geheimen Worte, welche Christus zu ihm im Kerker gesprochen hatte; nach ihm solle sein Enkel das Gefäss erhalten. Darauf zog Bron mit dem Gral von dannen."

Ein kostbarer Besitz war der Gral: wer ihn anschaute, konnte in der Woche darauf nicht sterben und blieb ewig jugendschön, auch wenn er 200 Jahre alt wurde. Ja, Titurel blühte durch ihn bei 500 Jahren noch in voller Greisenschönheit. Damit die geheime Wunderkraft des Gral nicht schwinden konnte, brachte das Symbol des heiligen Geistes, eine leuchtend-helle Taube, jeden Charfreitag eine kleine, weisse Oblate vom Himmel und legte sie in die Schüssel.

Eine Quelle berichtet: Als Titus Jerusalem zerstörte, zog Joseph von Arimathia auf Befehl Gottes aus, einen durch *triwe* (Treue) und *kuische* ausgezeichneten Menschen als Gralpfleger zu suchen. In einem Behälter, den er täglich öffnen durfte, den Gral mit sich führend, überall das Christenthum predigend, kam er so auch nach Irland zu einem Könige Ebron, der zwölf Söhne hatte. Auf Josephs

Befragen wählten elf derselben ritterliches Leben und ehelichen Stand; nur der zwölfte entschied sich für Pflege des Gral und für die *kuische.* Freudigen Herzens umarmte ihn Joseph und bestellte ihn zum Hüter des Gral.

Obwol *arme* und *riche, meide* (Jungfrauen) und *rîter* Hüter des Gral werden konnten, war doch wieder nicht jeder dieser höchsten Ehre der Menschheit würdig. „Pfleger des Gral konnte nur ein treues, sich selbst verleugnendes, alle Eigensucht und allen Hochmuth in sich vertilgendes Volk, König und Pfleger dieser Hüter nur der unter diesen Treuen und Demüthigen demüthigste und treueste, der reinste und keuscheste Mann sein.“ Fand sich beim Tode eines Gralpflegers ein Nachfolger nicht, so nahmen jene schwebenden Engel das kostbare Gefäss, welches so schwer war, dass die ganze sündige Menschheit es nicht von der Stelle bewegen, und so federleicht, dass es eine reine, keusche Jungfrau auf ihrer zarten Hand tragen konnte, wieder an sich. Er, der Herzen und Nieren prüft, bestimmte in solchem Falle selber wieder einen Pfleger, und auf diese Weise wurde Titurel, Herrscher von *Anschau* (Anjou), Gralkönig. So diese Lesart der Sage.

Nach Wolfram erklärt dagegen Titurel: „*diu gâbe was vór mír níe ménneschlîcher hende worden;*“ und im Wartburgkriege heisst es:

der stein, der us der kronen sprang,
den vand, der ie mit hohem pris nach wirde rang:
Tyturel. —

Den Gral umhüllte undurchdringliches Geheimnis: er war unfindbar und unerkämpfbar; nur wen er selber rief, der konnte zu ihm gelangen. Titurel geleitete Engelgesang nach seiner Berufung aus dem elterlichen Heim in einen 60 Quadrat-Meilen grossen pfadlosen Wald, in dem fremdländische Vögel in einem wildverwachsenen Gehölze fröhlich ihre Weisen sangen. Mitten in

diesem „Bannforste“ lag ein hoher steiler Berg, der dem stärksten Heere uneinnehmbar war. Er heisst bei Wolfram *Munsalvæsche (Muntsalvâtsche)*, d. i. nach San-Marte Mons salvationis, Berg des Heiles und der Rettung; nach K. Bartsch Mont salvage, wilder Berg. „Er wird auch Foreis de Salvatsch genannt; foreis und salvatsch können dasselbe bedeuten. Salvatsch (span. salvage, provinz. Salvatge, franz. sauvage) kommt vom lateinischen silva (Wald) her.“ (Paulus Cassel.) Das Munsalvæsche umgebende Gebiet hiess *Terre de Salvæsche*, das Land des Heils, in denen die Quelle *Fontane la salvæsche*, der Brunnen des Heils, entspringt (an der Trevrezents Klause lag). Der *starke Tyturel* lagerte mit seinen *rîtern* in Zelten um den heiligen Berg, über dem oben, von unsichtbaren Engelhänden getragen, der Gral schwebte. Die Speisung der Ritter gab der Gral. Titurel baute auf den Berg eine Burg. Doch der Gral liess sich nicht herab, ehe Titurel ihm nicht einen Tempel errichtete. Der Plan des heiligen Gebäudes beschäftigte Titurels Geist Tag und Nacht. „Die Fläche jenes Berges, welche von Onyx war, wurde glattgeschliffen, dass sie leuchtete wie der Mond, und auf dieselbe wurde durch des Gral Kraft über Nacht der Grundriss gezeichnet. Der Tempel war rund, hundert Klafter im Durchmesser. An der Rotunde standen **72** Chöre und Kapellen, sämtlich achteckig; auf je zwei Kapellen kam ein Thurm, also **36** Thürme, rund herum stehend, von sechs Stockwerken, jedes mit drei Fenstern und einer von aussen sichtbaren Spindeltreppe. In der Mitte erhob sich ein doppelt so hoher und weiter Thurm. Das Werk war auf eherne Säulen gewölbt, und wo sich die Gewölbe mit den Schwibbogen reiften, waren Bildwerke von Gold und Perlen. Die Gewölbe waren blauer Saphir, und in der Mitte eine Scheibe von Smaragd darin gefalzt mit dem Lamm und der Kreuzes-

fahne in Schmelzwerk. Alle Altarsteine bestanden aus blauen Saphirsteinen als Symbolen der Sündentilgung, und auf ihnen waren grüne Sammetdecken gebreitet; alle Edelsteine fanden sich zusammen vereinigt in den Verzierungen über den Altären und den Säulen; die goldfarbene Sonne und der silberweisse Mond waren im Gewölbe der Tempelkuppel in reinstrahlenden Diamanten und Topasen dargestellt, so dass das Innere auch bei Nacht mit wunderbarem Glanze funkelte und leuchtete; die Fenster waren nicht von Glas, sondern von Krystallen, Beryllen und anderen farbigen Edelsteinen, und um den brennenden Glanz zu mildern, waren Gemälde auf diesen Steinen entworfen; das Estrich war wasserheller Krystall und unter diesem, von Onyx gefertigt, alle Thiere der See als ob sie lebten. Die Thürme waren von edlem Gestein, mit Gold ausgelegt, die Dächer der Thürme und des Tempels selbst von rothem Gold mit Verzierungen von blauem Schmelzwerk. Auf jedem Thurme stand ein krystallenes Kreuz, und auf diesem ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen aus rothem Golde geschlagen und weithin funkelnd, so dass er von ferne, da man das krystallene Kreuz nicht sehen konnte, fluglings zu schweben schien. Der Knopf des Hauptthurmes war ein riesiger Karfunkel, der weithin in den Wald auch bei Nacht leuchtete, so dass er den Templeisen (Hütern des Gral) zum Leitstern diente. In der Mitte dieses Tempelbaues unter dem Kuppelgewölbe stand der ganze Bau noch einmal im Kleinen (und darum noch prächtiger glänzend) als Ciborium oder Sakramentshäuslein, und in diesem wurde der heilige Gral selbst aufbewahrt.“ Dieses „Ideal deutscher Baukunst, aus glühender und tiefsinniger Baumeisterphantasie hervorgegangen, das an den Tempel des neuen Jerusalem in der Apokalypse erinnert,“ rührt nicht von Wolfram her. Er erwähnt des

Graltempels nur beiläufig. Albrecht von Scharfenberg schildert ihn in seinem jüngeren Titurel (verfasst um die Mitte des 13. Jahrh.) in obiger Weise. Sein Werk ist Ludwig dem Strengen, Herzog von Bayern, gewidmet. Nachahmungen des Graltempels sind die Liebfrauenkirche in Trier (dem Grundrisse nach) und die von Karl IV. erbaute Kreuzkapelle auf Burg Karlstein, in der die Reichsinsignien aufbewahrt wurden. Kaiser Ludwig der Bayer, Sohn Ludwigs des Strengen, hat im Ritterstift Ettal bei Oberammergau ein ähnliches Bauwerk geschaffen.

Als Hüter des heiligen Gral waren die Templeisen bestellt, Ritter, deren Regeln vielfach an den Tempelorden erinnern. Sie bilden eine Brüderschaft.

Da führt nicht jeder eigne Kasse,
Ihr Gut ist allgemeine Masse.

Kein Gralritter durfte Pardon geben. Nur dem Könige war erlaubt, an der Seite eines keuschen Weibes weltlicher Minne zu pflegen. Graljungfrauen wurden hinwegverheirathet, um inmitten der sündigen Welt neuen Gralrittern das Leben zu geben.

Állíu des grâles diet (Volk) daz sint die erwelten,
iemer sælc (selig) hie unde dort, an den stäten prîs díe gezelten.
— — — — — — — — — — — — — — —
Swâ des sâmen hin wárt brâht vón dem lande,
(in welchem der Gral sich befand)
der muose werden berhaft und in (ihnen) vil reht' ein schûr
(Hagelschauer) ûf die schande. (Wolfram, Titurel.)

Von Interesse ist, was ein neuerer Forscher über das Geschichtliche vom Gral berichtet.

„Was die späteren Schicksale der Gralgemeinde betrifft, so stimmt ein Theil der Quellen darin überein,

dass der Gral in den Orient zurückgekehrt sei. Nach dem deutschen Gedicht von Lohengrin (um **1280**) steht in Indien eine neue Burg „Muntsalvätsch“, unvergleichlich schöner als die alte. Die Mehrzahl der Dichtungen lassen den Gral auf geheimnisvolle Weise für immer verschwinden.

Trotzdem fehlte es im Mittelalter nicht an Orten, welche im Widerspruch mit Legende und Sage behaupteten, den heiligen Gral zu besitzen. Freilich darf man nicht, wie häufig geschehen, jede Ampulle mit heiligem Blute für den Gral halten. Deren gab es genug, z. B. in Venedig, in Mantua, in Rupella, im Lateran; ein Onyxgefäss mit Christi Blut erhielt das Kloster Reichenau von Karl dem Grossen; berühmt ist der noch jetzt alljährlich gefeierte Umritt mit dem heiligen Blut in Weingarten; ein Theil dieser Reliquie wurde dereinst in der Kapelle zum heiligen Blut bei Unter-Ammergau in einem gothisch gethürmten Speisekelch aufbewahrt. Aehnliche Reliquien waren in Waldthürn, in Willisau, in Stams, in Wilsnack, in Brügge und in der Kirche des heiligen Maximin bei Marseille. Ein Gefäss mit Christi Blut, das Nicodemus mit einem Messer von des Erlösers Händen und Füssen geschabt haben sollte, besassen die Mönche von Fecamp. Im Jahre **1247** sandten die Grossmeister der Templer und der Johanniter ein Krystallgefäss mit Christi Blut an den englischen König Heinrich III., der es eigenhändig in feierlicher Procession nach Westminster trug, wo es verblieb. In allen diesen Fällen ist nirgends vom Gral die Rede. Den Abendmahlskelch, der später mit dem Gral verwechselt wurde, zeigte man zur Zeit Bedas des Ehrwürdigen im Anfang des achten Jahrhunderts in Jerusalem; es war ein Silberbecher mit zwei Henkeln. Ein anderer befand sich im **16.** Jahrhundert in der Abtei Isle-Barbe bei Lyon, ein

dritter in Valencia, ein vierter, aus einem unbekannten Edelstein geschnitten, zu Brives-la-Gaillarde in der Landschaft Limousin; dieser zeigte einen Sprung an der Stelle, wo ihn die Lippen des Judas berührt hatten.

Des eigentlichen Gral, der Abendmahlsschüssel, rühmten sich vor Allem zwei Städte, Constantinopel und Genua. Das byzantinische Gefäss raubten die Kreuzfahrer im Jahre **1204**, und der Bischof Werner von Troyes sandte es in seine Heimat. Es war ein grosses Becken von Marmor, mit Silber eingefasst. Eine griechische Inschrift bezeugte, dass es dem Heiland beim Abendmahl gedient habe und später auf der Tafel des byzantinischen Kaisers gebraucht worden sei. Albrecht von Scharfenberg kannte diese Reliquie, bestritt aber als Vertreter der Gralsage ihre Aechtheit. Die Griechen, meinte er, hätten diese kostbare Schüssel dem wahren Gral von Munsalvæsche nachgebildet. Höheren Ruhms erfreute sich der *Catino sacro*, die heilige Schüssel von Genua. Als im Jahre **1101** das Kreuzheer Balduins I., durch Leichen und Blut watend, in die Moschee von Cäsarea eindrang, fiel den Genuesen eine grüne sechseckige Schale in die Hände, von der sie glaubten, sie sei aus einem einzigen grossen Smaragd geformt. Der Geschichtsschreiber des ersten Kreuzzugs, Wilhelm von Tyrus, erwähnt (vor **1187**) dieses Beutestücks, weiss aber noch nichts davon, dass es die Abendmahlsschüssel Christi sein sollte. Erst ein Jahrhundert später möchte Jacobus de Voragine das genuesische Gefäss für dasselbe halten, das die Engländer in ihren Büchern den heiligen Gral nennen. Nach seinem sagenhaften Bericht hatten die Sieger von Cäsarea die gesammte Beute in drei Theile getheilt: den ersten bildete die Stadt mit allen Immobilien, den zweiten der ganze Schatz der Stadt mit aller fahrenden Habe, den dritten einzig und allein die grüne

Schüssel, und die Genuesen wählten sich, auf alles Andere verzichtend, die letztere. Sie wurde in der Kathedrale des heiligen Lorenz in der Capelle Johannis des Täufers unter sorgfältigem Verschlusse aufbewahrt; sie erhielt eine Ehrenwache aus den vornehmsten Geschlechtern der Stadt; bei hoher Geldstrafe war verboten, sie zu berühren. Die Einen erzählten, das herrliche Gefäss sei nicht von Menschenhänden gemacht, Christus selbst habe es am Tage des Passahlamms aus gemeiner Erde gebildet; die Andern behaupteten, es habe sich bereits unter den Schätzen befunden, welche die Königin von Saba dem Salomo als Geschenk nach Jerusalem gebracht habe. Alle aber waren darin einig, dass es der höchste Schatz der reichen Republik, ja dass es das köstlichste Kleinod der Welt sei. Doch schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wollten französische Skeptiker Luftblasen in dem Gefässe bemerkt haben. Im Jahre 1806 wurde es auf Befehl Napoleons in das Antikencabinet der Pariser Bibliothek eingeliefert. Eine Commission des französischen Instituts, zur Untersuchung desselben berufen, brach ein Stückchen davon ab und erklärte den vermeintlichen Smaragd für einen antiken Glasfluss. So widerfuhr dem Gral der Genuesen dasselbe Schicksal wie einem andern im Mittelalter hochberühmten Smaragd, den Karl der Grosse dem Kloster Reichenau geschenkt hatte: er war 28 Pfund schwer und wurde auf 600 000 Dukaten geschätzt, bis ihn die moderne Wissenschaft als einen grünen Glasfluss erkannte. Mit der Restauration kam der heilige Napf wieder nach Genua zurück; aber sein Nimbus war unwiederbringlich dahin. Allem Anscheine nach hat er überhaupt nie als Tischgeräth, sondern als Opferschale gedient, aus der die Hand des Opfernden Räucherwerk in die Gluth warf.

In Deutschland scheint man keinen Anspruch auf Gralreliquien erhoben zu haben. Dafür zeigte man wenigstens in neuerer Zeit eine Nachbildung des Gral in dem sogenannten rauschenden Kelch, einem achteckigen Steinsarg in der Krypta des Speirer Doms.“*)

Eine „von allem Gewohnten abweichende Deutung des Gral“ hat Paulus Cassel**) vorgenommen. Er berichtet, dass nach einer vom Kaiser Aurelian eingeführten und von Constantin dem Grossen nach Byzanz verpflanzten römischen Staatssitte täglich Brote aus dem Palatium, dem Kaiserpalaste, gespendet und von einer Höhe, auf welcher der Gebieter sass, an das Volk vertheilt wurden. Jene Brote hiessen *panes gradiles*, Brote von der Höhe. Sie seien nach Bedeutung und Namen die Urbilder des speisespendenden Gral. Diese Ansicht wird in den „Bayreuther Blättern“, dem Organe des Bayreuther Patronatsvereines, von Freiherrn von Wolzogen energisch bekämpft. Es heisst da:

„Wenn wir den Gral durch die älteren Gestaltungen der auf ihn hinweisenden oder an ihn sich anknüpfenden Sagen verfolgen, so finden wir u. a. im gälischen Norden sein mythisches Vorbild als das „reinigende Gefäss“ der mütterlichen Gottheit Ceridven, deren Kultus später der Orden der Druidischen Barden vom „Kessel der Ceridven“ geweiht war. In diesem Kessel ward aus gewissen Kräutern der Saft der Begeisterung gebraut. Er weist zurück auf mannigfaltige verwandte Erscheinungen in den Mythen vieler Völker. Wir kennen aus der Edda die Sage, wie Odhinn den Begeisterungstrank aus Kvasirs Blute, den Odhroerir d. i. Sinnenreger, der Hut der Gunnlödh in Riesenheims Höhle listig entreisst.

---

*) Wilhelm Hertz.

**) „Aus dem Königreiche des Gral“ von Prof. D. Paulus Cassel. „Musikwelt“ 1880/81, 1—12.

Der ägyptische Odhinn-Hermes: Thot reicht den Gnadenbecher im Reiche der Todten; er ist der Hundsgott, dessen Stern, der Sirius, als Vorbote der Sintfluth und als Regenstern galt. Dem Thot-Hermes als Todtengotte entspricht der gälische „Herr der Tiefe“: Hu, der Gemahl der Ceridven, der gleich dem Hermes und dem Odhinn-Hnikkar auch Regen- und Wassergott war. Die Befruchtung der Erde durch das Wasser zur Neubelebung (Verjüngung, Wiedergeburt) ist der ursprüngliche Gedanke bei der Verehrung eines heiligen Gefässes. Wie in unserem nordischen Mythos der Wächter an der Regenbogenbrücke, der Hornhüter Heimdallr, ein Sohn von neun Müttern heisst, so singt ein Bardenlied „Beute der Tiefe“: „Ich kämpfe zum Ruhme der Lehre, deren erstes Wort geoffenbart ward von dem Kessel, der vom Hauche der neun Jungfrauen erwärmt ward. Ist es nicht der Kessel des Herrn der Tiefe?“ — Das Wasserreich ist zugleich das Reich der Tiefe, des Todes, wie alles Leben als ihm entquollen gedacht wird. Es war die rechte Heimat alles Mysterienglaubens; und um so mehr bot es dem Geheimkultus bedeutende Anhaltpunkte dar, als aus dem Reiche des Wassers ein Reich des Weines, der von Menschen bereiteten Getränke ward, und damit das Mysterium der Natur zu einer Feier der Kultur, des menschlichen Könnens und Wissens, der Herrschaft des Geistes über die Natur sich fortentwickelte.

Die Verbindung der Menschen zu der Arbeit für das Wohl eines Ganzen, wie bei Acker- und Weinbau, führte sie auch auf eine gottesdienstliche Verbindung, welche durch den feierlichen Zusammenhang mit dem geheimnissvollen Leben der Natur selbst allmählich den Charakter von Mysterien annahm, wodurch die einfache Form der Erzeugung, Darbietung und Geniessung der

Naturprodukte bereits eine geistige Bedeutung empfing. In China wird das heilige Mahl mit Brot und Wein als eine Gedächtnissfeier des Konfutse begangen. Die Mexikaner glaubten in dem geweihten Gebäcke den Gott selbst zu essen und nannten dies *Tuokualo* (Gott-Speise). Auch *Soma* und *Hom* der Indier und Perser waren Götterwesen, die man mit dem berauschenden Tranke in sich aufnahm. Die Mysterien von Eleusis feierten mit *Kykeon* (Mischtrank in der heiligen Schale) und *Sesam* (Brot in der heiligen Kiste) zunächst nur die Gaben des Dionysos und der Demeter, sodann diese Gottheiten selbst, die man in ihren Gaben genoss. Durch diesen gemeinsamen Gottesgenuss fühlte man sich selbst, als Eingeweihten in die Mysterien des göttlichen Wesens der Natur, zu einem höheren geistigen Bruderbunde verschworen und feierte nun den Gott als *Dionysos Isodaites*, den Gott des gleichen Mahles, des Liebesmahles. Diesen Mysterien, in welchen sich ägyptische und asiatische Religionsgedanken mit althellenischem Naturkult verbunden hatten, schlossen sich Pythagoras und Platon, Griechenlands grösseste Philosophen, mit ihren Schulen an. Das gegenüber dem blutigen Schlachtopfer der heroischen Kulte dort eingeführte „blutlose Mahl“ bei welchen sich die geistig thätige Verbindung des Menschen mit der Natur und der Menschenbrüder untereinander symbolisch gleichsam zusammenfasste; als die Verbindung des Menschen mit seinen natürlichen Mitgeschöpfen durch fromme Schonung alles Lebenden, dieser antike Vegetarismus kehrt als moralisches Gebot bei den Pythagoräern und späteren Platonikern wieder. Die jüdischen Essener nahmen dieselbe Idee in ihren Geheimbund auf, und Christi Lehre, welche mit der Essenischen sich nahe berührt, ward durch den Heiland selbst mit der Einsetzung des blutlosen Mahles, anstatt

des Osterlammes der Juden, mehr als nur symbolisch besiegelt. Indem auf solchem Wege der uralte Dienst des heiligen Gefässes zu immer höherer ethischer Bedeutung gelangte, kamen also die festlichen Erntemahle der ersten menschlichen Kulturgesellschaft als heilige *Agapai* auch zu den Christen und schufen ihrer Legende das Symbol des Gral, welches wir nun auch noch in unserem „Parsifal“ über Brot und Wein des Liebesmahles in der Gralburg nahrung- und segenspendend leuchten sehen: den heidnischen Kessel der Ceridven zur christlichen Abendmahlsschüssel verklärt.

In der Geschichte des Zauberers Merlin aus der alten Chronik des Galfried von Monmauth (12. Jahrhundert) finden wir schon Joseph von Arimathia in der Wüste durch Christus zum Hüter der Abendmahlstafel mit dem goldenen Kelche geweiht. Dieses Abendmahlsgefäss, zugleich als die Schüssel, worin auch Christi Blut am Kreuze sollte geflossen sein, taucht darauf in dem altfranzösischen Romane „Joseph d'Arimathie“ von Robert de Boron zuerst unter dem Namen des Gral auf. Den Gral des Joseph von Arimathia hat alsdann auch Chretiens von Troyes, der Vorgänger Wolframs in der Parzival-Dichtung, und er fügt noch die blutende Lanze hinzu. Bei Wolfram ist der Gral dagegen ein Stein, ein leuchtender *Lapis exilis* (erilis, herilis?), welcher jedoch, gleichwie die uralte Schüssel des Mythos, ebenfalls Speise und Trank spendet, Genesung und Verjüngung verleiht, und dessen Kraft durch die Oblate der Charfreitagstaube alljährlich vom Himmel her neu gestärkt wird. Dieser Stein stammt aus den südlichen Quellen der Gralsage, woselbst offenbar orientalischer Stern- und Steindienst eingewirkt hat. Wolfram nennt den Kiot als seinen Gewährsmann, welcher seinerseits auf den spanisch-arabischen Halbjuden Flegetanis (*Felek-daneh*

d. i. Astronom) sich gestützt habe; und Flegetanis soll den Namen des Gral in den Sternen gelesen haben. Aus diesem Edelsteine ist nach dem Dichter des „jüngeren Titurel“ wiederum die Schüssel gemacht, worin Christus das Abendmahl genommen, und welche durch Engel dem Titurel überbracht worden war. Sollte nun das zur Hut des Gral berufene Ritterthum der „Templeisen“ mit seinen Königen aus Titurels Geschlechte für die mittelalterliche Anschauung ein Abbild des orientalischen Tempelordens darstellen: so ist doch darauf hinzuweisen, dass in dem Kultus der Templer gerade nicht der orientalische Stein, sondern der christliche Kelch seine heilige Rolle spielt. Der Kelch zwischen zwei Fackeln, dem leuchtenden Gral gleich, war die Hausmarke der Templergebäude in Syrien. Auch wurden die Templer angeklagt, ein blutiges Haupt in einer Schüssel (das Haupt Johannis des Täufers) zu verehren, welches Symbol in der gälischen Sagenform wiederkehrt, wie sie jene weit jüngere Sammlung des sog. Mabinogion uns aufweist. So kommt auch aus dem Süden her das heilige Gefäss dem nordischen entgegen, um sich mit ihm zur Schale des Gral zu verbinden. Das Wort „Gral“ aber wird demgemäss auf das altfranzösische *graal, greal, gradal*, altspanisch: *grial*, provenzalisch: *grazal*, altkatalonisch: *grasal*, d. i. Gefäss, Schüssel, Becken, zurückgeführt. Uhland zitirt ein *testamentum comitis Everardi* aus dem Jahre 873, worin mit *garalis* der Teller bezeichnet wird. Die Wurzel dieser Worte hat man mit derjenigen des griechischen *γρά . ω = γράσω* (nagen, essen) identifiziren wollen, welches Wort im slawischen *kros* und in unserem Volksausdrucke „krasen“ (schmausen) wiederzufinden ist. Die Grundwurzel wäre danach *gar* — mit der ursprünglichen Bedeutung: schlingen, schlucken, woher auch skr. *gara*, gr. *γάρος*, lit. *giré*, Trank, un-

mittelbar abgeleitet, und jenes gr. *γρασ* —, altroman. *gras*, *graz* und *grad* —, weiter gebildet ist.“

2. Die Artussage.

Versinnbildlicht das Gralritterthum das Ideal des geistigen Ritterwesens, so ist die Sage von Artus und seiner Tafelrunde Ideal weltlichen Ritterlebens.

Wir beschränken uns darauf, auf dieselbe nur soweit einzugehen, als zum Verständnisse von Wolframs Parzival erforderlich ist.

Artus (Arthur) ist ein sagenumwobener keltischer König, der bei seinem Volke die poetische Rolle unsers Kaisers Rothbart spielte. Die nimmerländersatten Römer raubten Artus sein Reich; dafür eroberte er auf geistigem Gebiete ein um so grösseres. In Sagen hat er die Poesie der Bretonen, Romanen und Germanen Jahrhunderte lang beherrscht. Ausser in Zucht und Sitte nahmen Ritter sogar in Kleidung die Artusritter zum Vorbilde.

In Kaerllion ar Wsk, am Usk in Wales, hielt Artus Hof mit seiner edlen und schönen Gemahlin Gwenhwywar (Ginevra), umgeben von vielen Tausend Rittern. Zu diesen zu gehören, galt für alle Ritter als höchste Ehre; von ihnen ausgeschlossen zu sein, für untilgbare Schande. Nie wurde an Artus' Hofe morgens gegessen, ehe nicht irgend ein Abenteuer gemeldet war, das von Kampf sagte oder zu Kampf rief. Höfische Zucht und vor allem Frauendienst war neben ritterlichem Kampfe Haupterfordernis eines Artusritters. Der Zauberer Merlin hatte dem Könige gerathen, eine runde Tafel für eine auserlesene Schar von zwölf Rittern herzustellen. An einer solchen konnte im Platze kein Vorrang herrschen, und sassen an ihr neben dem Könige und seiner Gemahlin die Vorbilder edler Ritterschaft. Sie bildeten die Tafelrunde. Ueber die höfische Zucht waltete der strenge

Seneschall Kei, der den Stab „Wehe“ wol zu schwingen verstand, und den Wolfram darum dem Landgrafen Hermann für die Wartburg wünschte. — Jeder Ritter wählte sich eine Dame seines Herzens, deren Lieblingsfarben er als Schärpe trug, von deren Kleide er wol einen Aermel oder deren getragenes Hemd er gar auf seinen Schild nagelte. Alle Wünsche seiner Dame — auch die absurdesten — musste der Ritter selbst mit Aufopferung seines Lebens zu erfüllen suchen. Uhland nennt darum die Artussage „den Ausdruck des Wohlgefallens an der eben erst errungenen Verfeinerung des geselligen Lebens, in welchem die Frauen obenan stehen.“ Von der Tapferkeit der Artusritter kann man sich einen „annähernden“ Begriff machen, wenn man bei Wolfram liest, Segremors hätte sich binden lassen müssen, um an stetem Kämpfen verhindert zu werden.

Wenden wir uns nun nach Hinwegräumung der Vorbedingungen zum Verständnisse des Parzival zu diesem selbst.

III.

Wolframs Parzival.

1. Die Quelle.

So leid es uns auch thun mag, bekennen zu müssen, Wolfram habe die Fabel seines grossen Epos nicht selber erfunden, sondern sei französischen Vorbildern gefolgt, so können wir solches doch um so eher offen darthun, als Wolframs Werk nach dem Standpunkte der heutigen Forschungen nicht etwa nur eine mehr oder minder freie Uebersetzung seines Originals, sondern eine von seiner eigenen Individualität voll und ganz durchdrungene Dichtung, im ächten Sinne des Wortes eine „Verdeutschung“ ist. „Wolframs Parzival entstand nicht aus deutscher Quelle und hat doch völlig deutsche Art, wie die Poesie der gothischen Thürme nicht in Deutschland den ersten Stein — aber den erhabensten gefunden hat.“*) Als seine Quelle gibt Wolfram nach guter, ehrlicher Art mittelalterlicher Dichter *meister Cristjân von Tróys*, Chrestien (Chretien) von Troyes an, dem er aber oft den Vorwurf macht, er sei dem eigentlichen Originale, dem „Kiot“, nicht getreu gefolgt. Chrestiens Werk ist uns erhalten worden. Ueber Kiots Persönlichkeit weiss man nicht einmal etwas Genaues. Gervinus, Koberstein und Bartsch führen schwerwiderlegbare Gründe für das Vorhandensein einer Quelle von einem „Kiot“ an, San-Marte und W. Wackernagel

*) Paulus Cassel.

finden in diesem den Dichter der *Bible*, „Guyot de Provins.“ Andere meinen allerdings, Wolfram habe diese zweite Quelle nur fingirt, ebenso wie er als Kiots Quelle wieder den „Heiden Flegetanis“ angebe. Mag dem sein, wie ihm wolle, das soll uns keiner nehmen: der Geist, der aus Wolframs Parzival spricht, ist ein ächt deutscher, und den wird ihm kein Wälscher streitig machen können. —

Der Dichter und Forscher Wilhelm Hertz lässt sich über diesen Punkt in folgender Weise aus:

„Der epische Dichter nahm im Mittelalter seinem Stoffe gegenüber eine ganz andere Stellung ein als in neuerer Zeit. Kein schönes Spiel der Phantasie, sondern Wahrheit forderte man von ihm. Noch wusste man nicht Geschichte und Sage zu unterscheiden. Waren doch von Alters her für den grössten Theil des Volkes epische Gesänge die einzigen Träger geschichtlicher Erinnerung gewesen. Wie die Kinder noch heute jeder Erzählung unbefangenen Glauben entgegenbringen, so setzte das naive Publikum als selbstverständlich voraus, dass sich die Thatsachen, welche der Dichter vortrug, auch wirklich ereignet hätten, und wie unsere Kinder für das schönste Märchen sich nur so lange interessiren, als sie es für wahr halten, so konnte man gegen einen mittelalterlichen Dichter keinen in den Augen seines Publikums schlimmeren Vorwurf erheben als den, dass er Lügen berichte. Dieser gefährlichen Angriffswaffe wussten sich ganz besonders die Geistlichen gegen die höfischen Epiker wie gegen die Spielleute zu bedienen. Daher suchten die Dichter, was den Stoff betraf, selbst den Schein der Originalität sorglich zu vermeiden; alle, Volkssänger sowohl als Kunstdichter, beriefen sich wie Historiker auf eine Quelle: auf die Märe, auf die Aventiure, auf das Buch. Wer ein episches Werk unternahm, der hatte vor Allem die Pflicht, sich der ächten Ueber-

lieferung zu versichern. Lag ihm sein Gegenstand in verschiedenen Fassungen vor, so wählte er diejenige, welche nach seinem Ermessen die Kriterien höherer Wahrscheinlichkeit an sich trug. Wo er sich aber nicht enthalten konnte, neue Begebenheiten zu ersinnen, da ersann er sich auch gleich einen Gewährsmann dazu.

Wie Gottfried von Strassburg hatte auch Wolfram zwischen zwei französischen Vorgängern zu wählen. Er führt sie mit Namen an, Crestien von Troyes und Kiot (Guiot), und giebt dem Letzteren den Vorzug. Crestien von Troyes ist der berühmteste Vertreter der ritterlichen Epik in Frankreich und hat als solcher einen Einfluss auf die deutsche Literatur ausgeübt wie wenige andere französische Dichter. Das letzte seiner zahlreichen Werke war *li Contes del graal.* Dem lag ein Buch zu Grunde, das er vom Grafen von Flandern, Philipp von Elsass, spätestens im Jahr **1189** erhalten hatte. Crestien starb, nachdem er **10 600** Verse an dem Gedichte geschrieben hatte. In die Lücke traten drei Fortsetzer, durch deren Zuthaten das Gedicht auf **50 000** Verse anschwoll. Dieses Werk Crestiens ist uns in vielen Handschriften erhalten. Von dem Werke Guiots fand sich bis heute keine Spur. Auffallender Weise folgt Wolfram von der Jugendgeschichte Parzivals an dem Gedichte Crestiens im Gange der Erzählung Schritt für Schritt, daher mehrere Forscher der Meinung sind, Wolfram habe nur Crestiens Werk gekannt, die Vorgeschichte, die Abweichungen im Detail und den Schluss selbständig hinzu erfunden und diese Erfindungen durch einen gleichfalls erfundenen Gewährsmann Kiot gedeckt. In beiden Fällen, ob wir die Existenz Guiots behaupten oder leugnen, bleibt ein Rest ungelöster Fragen zurück; aber die Schwierigkeiten scheinen mir doch bei der Leugnung Guiots zu überwiegen. Wahrscheinlich galt Wolframs Polemik gegen

Crestien nicht diesem selbst, sondern einer jener Fortsetzungen, welche für Crestiens Werk gehalten wurden. Ihr gegenüber bevorzugte Wolfram eine den Namen Guiots tragende ergänzende Bearbeitung des Crestienschen Gedichtes, welcher er besonders die Vorgeschichte und den Schluss, das fabelhafte Königshaus von Anjou und den Feirefiz, entlehnte."

Und weiterhin:

„Für einen grossen Theil des Parzival ist nachzuweisen, dass Wolfram den Stoff und dessen Gruppirung aus dem Französischen entlehnt hat. Wieviel von dem, was nicht mit Crestien übereinstimmt, Wolframs Eigenthum ist, wer soll das bei der Unvollständigkeit unserer Literaturkenntnis je entscheiden? Doch kein Kenner der altfranzösischen Kunstepik wird bezweifeln: wie streng sich Wolfram auch in der Zeichnung an sein Vorbild gehalten haben mag, die warmen Farben kommen von ihm. Man vergleiche ihn nur mit dem grossen französischen Meister! Crestien ist unleugbar der bessere Erzähler, aber Wolfram der bedeutendere Dichter. In der Kunst des Vortrags, im klaren, wohllautenden Flusse der Verse ist Crestien dem deutschen Dichter überlegen; dafür gebietet dieser in der Charakterzeichnung seiner Helden über eine Poesie des Gemüthes, welche man bei dem Franzosen vergeblich sucht. Wie wenig sympathisch ist vor Allem der ausziehende Perceval Crestiens! Ein ungebärdiger, eigensinniger Junge, der nie hört, was man ihm sagt, der immer nur an sich denkt und fremdem Unglück gegenüber nur den allerherzlosesten Trost weiss. Die Kälte des französischen Dichters steht im engsten Zusammenhange mit seiner Geringschätzung des Weibes, welche gegen die conventionellen Formen des Frauendienstes so seltsam absticht.

Wolfram beherrscht den fremden Stoff mit überlegenem Geiste und drückt ihm das scharfe Gepräge seiner Persönlichkeit auf.“

2. Inhaltsübersicht.

Wolfram schickt dem eigentlichen Epos eine Vorgeschichte voraus, welche die Thaten des Vaters seines Helden schildert; ebenso erzählt er am Schlusse, wenn auch nur skizzenhaft, die Geschichte von Parzivals Sohn Loherangrin. Das eigentliche Epos gliedert San-Marte in drei Abschnitte, die der jeweiligen Gemüthsverfassung des Helden entsprechen, und von denen der erste sagt von der *tumpheit* (Dummheit, Einfalt), der zweite vom *zwîvel* (Zweifel), der dritte von *sælde* (Glück, Heil). — In Bezug auf die Composition zerfällt es in zwei grosse Haupttheile, die sich um die Parzivalsage, einer Weiterbildung der Artussage, und um die Sage vom Gral gruppiren.

In einigen einleitenden Versen gibt Wolfram seinem Gedichte nach Art grosser Epen gleichsam eine Ueberschrift, die uns in mystisch-dunkler Weise ahnen lässt, wovon der Dichter erzählen will.

Ist zwîvel herzen nâhgebûr (Nachbar),
daz muoz der sêle werden sûr —

beginnt er, stellt Licht und Finsternis, Treue und Untreue gegenüber, warnt vor Zweifel an Gott und Untreue gegen Menschen und räth, treu zu sein und die Untreuen zu meiden. *Mâze* und *scham* wünscht er allen Frauen und räth ihnen, treu, und nur einen Getreuen zu lieben. Abbrechend beginnt er

die Vorgeschichte Parzivals. — Der Held, für den uns der Dichter zuerst zu interessiren sucht, ist Gahmuret. Sein Name (Gahmuret-amoureux) ist sein Wesen: Liebe suchte und fand er überall. Er ist der

zweite Sohn des Königs von *Anschau*. Das Königshaus Anjou ist mit Ritterkönig Artus derselben minniglichen Verbindung eines sterblichen Ritters (Mazadan) mit einer Fee entsprossen, deren Natur *minnen oder minne begërn* war. Gahmuret, der christliche Prinz, zieht wohlausgerüstet auf Ritterschaft aus, um dem berühmtesten Fürsten, dem heidnischen Baruch (Kalifen) von Bagdad, zu dienen. Nach mancherlei muthvoll bestandenen Abenteuern kommt er nach Patelamunt, wo die Mohrenkönigin Belakane von Zassamank von ihren Feinden hart bedrängt wird. Die schöne Schwarze gefiel Gahmuret trotz ihres Heidenthumes: *ir kiusche was ein reiner touf* (Taufe). Er befreite sie von ihren Bedrängern. Aus dem Kampfe heimgekehrt, ward er von Belakanen *entwâpént* (entwaffnet) *mit swarzer hant.*

Dô phlac diu küneginne
einer wérden süezer minne,
und Gahmuret ir herzen trût.

Naiv setzt der Dichter hinzu:

unglîch was doch ir zweier hût. —

So war Gahmuret eine Ehe mit einer Heidin eingegangen, die nach mittelalterlichem canonischen Rechte unerlaubt, und, wenn trotzdem geschlossen, ungültig war.

Neuer Thatendrang und das Heimweh nach Christenmenschen trieb den Treulosen bald wieder heimlich in die Ferne:

er entran dem wîbe.

Als Entschuldigungs- und Trosteswort schrieb er ihr:

wær' din ordn (Glaubensgenossenschaft) in mîner ê,
sô wær' mir immer nâch dir wê.

Und zum Schlusse:

wiltu toufen dich,
du maht (magst) ouch noch erwerben mich.

Sie wäre gewisslich gern dazu bereit gewesen, hätte er's ihr nur früher gesagt. So

vant ir fröude den dürren zwîc
als noch diu turteltûbe tuot.

Von dieser geht nämlich die Sage, dass das Weibchen sich stets nur auf einen dürren Ast setzt und vor dem Trinken das Wasser trübt, wenn ihm der Täuberich gestorben ist. — Ein halbes Jahr nach Gahmurets Abschied genas Belakane eines Söhnleins, dessen Haut zweifarbig, schwarz und weiss, wie eine Elster, gefärbt war. Darum nannte ihn die Mutter Feirefiz (vair fiz) d. i. bunter Sohn.

Diu künegîn kuste in sunder twâl
vil dicke an sîniu blanken mâl (weisse Flecken).

Gahmuret kam auf seinen Irrfahrten wieder in christliche Lande. Die jungfräuliche Königin Herzeloyde von Waleis (Valois) und Norgals (Nord-Wales) hatte ein Turnier ausgeschrieben und dem Sieger Herz und Hand und damit zwei Königreiche versprochen. An diesem Tjostiren, bei dem der Lanzen so viele zerbrachen, dass es eine wahre „Waldverschwendung" war, betheiligte sich Held Gahmuret. Er ging als Sieger aus dem Kampfe hervor. Herzeloyde forderte darum seine Hand. Als er, geängstigt von Gewissensbissen, von seinem verlassenen Ehegemahl spricht: „— — — *Ich han en wîp, diu ist mir lieber danne diu bist*" —, mahnt sie:

„Ir sult die Mœrínne
lân durch mîne minne.
des toufes segen hât bezzer kraft."

Zu gleicher Zeit warb um Gahmuret seine Jugendgeliebte Anflise, und man meldete ihm obendrein noch den Tod seiner Mutter und auch den seines Bruders, wodurch er Herrscher von *Anschau* wurde. Auf Entscheidung eines Schiedsgerichtes schenkt er nach schwe-

ren Seelenkämpfen der schönen Herzeloyde Herz und Hand, bedingt sich aber aus, allmonatlich an einem Turniere theilnehmen zu dürfen. *Ein hemede der künegîn, als ez ruorte ir blôzen lîp, daz was sîns hálspérges* (Panzers) *dach* (Ueberzug) dabei, welches diese dann immer, zerstochen und zerhauen, wieder anlegte. Achtzehn mal war das geschehen, da hört Gahmuret von einer neuen Bedrängnis des Kalifen von Bagdad. Er eilt ihm zu Hilfe.

Da befallen eines Mittags schwere, bange Träume Herzeloyde. Kaum ist sie vom unruhigen Schlummer erwacht, so bringen Boten die Nachricht von Gahmurets Tod.

Ein rîter hete bockes bluot
genomen in ein langez glas:
daz sluog er ûf den adamas (Diamanthelm):
dô wart er weicher danne ein swamp (Schwamm).

Alsdann hatte der feige Verräther den tapfern Helden durch die so erweichte Schutzwehr hinterlistig erstochen.*)

Die Inschrift des Denkmals, das ihm der Baruch setzen liess, erzählte von seinen Heldenthaten und sagte dabei auch recht bezeichnend:

Er litt durch Frauen bittre Pein.

Unter Klagen und Jammern gebar Herzeloyde vierzehn Tage später ein Söhnlein: *Parzivâl, diu krone aller rîterschaft.*

Beidiu siufzen unde lachen
Kunde ir munt da vil wol gemachen.

Erfüllt von beseligender Mutterliebe, herzt und küsst sie den Knaben. Und

---

*) Conrad von Megenberg:
„*Der Adamas ist sehr hart, aber man zerpricht in mit dickem bocksbluit.*“

— — ir tüttels gränsel (Brust)
daz schoup s'im in sîn vlänsel (Mäulchen).
— — — — — —
an ir brüste sie in (ihn) zôch.

Denn:

Frou Herzeloyde sprach mit sinne:
„diu hœhéste küneginne
Jĕsús ir brüste bôt.“

Parzivals Jugend. — „Armuth ist ein Weg, des Himmels Reichthum zu erwerben.“ Ihn betrat trauerndfroh Herzeloyde. In hehrer Mutterliebe entsagte sie allen Kronen und zog mit ihrem Ein und Alles in den einsamen Wald Soltane, in dem sie räuten und pflügen liess. Um in dem kleinen Schmerzensreich auch die ersten Keime etwa ererbten Heldensinnes zu ersticken, erzog sie ihn dort in *dörperlîcher* (bäurischer) Einfalt, ohne dass vor seinen kindlich lauschenden Ohren auch der Name *rîter* nur genannt werden durfte.

Den Vaterlosen gebar die Mutter,
als im Kampfe erschlagen Gahmuret;
vor gleichem frühen Heldentod
den Sohn zu wahren, waffenfremd
in Oeden erzog sie ihn.*)

Aber keine Erziehung ist allgewaltig, und

Der Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wol bewusst.

Parzival schnitzte im kindlichen Spiele *gabylots* (kleine Wurfspeere) und schnellte damit in knabenhafter Jagdlust fröhlich-zwitschernde Sänger des Waldes aus dichtem Geäst. Und fiel ein todtwundes Thierlein zur Erde, dann entquoll in unverstandener Wehmuth ein bitterer Thränenstrom Parzivals Augenpaar. Das gedankenbestürmte Haupt in die kleinen, weissen Hände geschmiegt, lag er dann regungslos, stundenlang sinnend in unbestimmtem, unendlichem Sehnen und Ahnen

*) R. Wagner, Parsifal.

unter dem rauschenden Gezweige uralter Eichen. Leidklagend kam er zur besorgten Mutter. Was ihn bedrängte,

er'n kunde es ir gesagen niht,
als kinden lîhte noch geschiht.

Voll beängstigender Muttersorge suchte Herzeloyde den Grund seines kindlichen Kummers zu erforschen. Als sie diesen in den befiederten Sängern entdeckte, gab sie Befehl, alle unschuldigen Vöglein des Waldes zu tödten. Aber Klein-Parzival wurde ihnen erfolgreicher Fürbitter.

Die Mutter sah ihr Unrecht ein.

„— — wes wende ich sîn gebot,
der doch ist der höhste got?
suln vogele dúrch mich fröude lân?"

rief sie aus.

„Ôwè muoter, waz ist got?"

fragt sofort in kindlichem Wissenseifer der Sohn. Und nun belehrt ihn kindlich-einfach der Treuen Mund:

„sun, ich sage dir'z âne spot:
er ist noch liehter denn' der tac.

Einst hat er Menschenantlitz angenommen; zu ihm flehe in deiner Noth, denn er ist getreu und barmherzig." In „uralter, ewig wirksamer Bildersprache "setzt sie dem Lichte die Finsternis entgegen, indem sie spricht:

„Sô heizet einer der helle wirt, der schwarze Untreue nicht meidet.

von dem kêr dîne gedanke
und och von zwîvels wanke."

Das Gehörte treu im Herzen wahrend, springt Parzival wieder fröhlich in den Wald hinaus. Manches flüchtige Reh erlegt er seitdem noch, das er auf kräftiger Schulter in der Mutter Küche trägt.

Da vernimmt er eines Tages auf einsamer Bergeshalde aus der Ferne den schmalen Waldpfad heraufeilende Huftritte.

„— — — waz hân ich vernomen?
wan wolte et nu der tiuvel komen
mit grimme zorneclîche!
mîn muoter freisen (Schreckliches) von im saget:
ich wæne, ir ellen (Muth) sî verzaget."

Drei Ritter, von Kopf bis zu Fuss prächtig gewappnet, erscheinen vor dem staunenden Knaben. Als noch ein vierter auf stolzem Kastilianer-Rosse mit goldglänzendem Schilde heransprengt, da wirft sich flehend vor ihm im Gebet auf die Kniee *le fils du Roi Gahmuret* und ruft laut:

„Hilf, got: du maht wol helfe hân!"

denn dem lichten Gott wähnt er sich gegenüber. Die Ritter staunen. Der Erste von ihnen, ein Fürst, eröffnet dem geistigen Auge des entzückten Knaben durch seine flüchtigen Belehrungen über Ritter und Rüstung, über Schild und Schwert und über Artus, der *rîterschaft* gebe, Aussicht auf ungeahnte, ferne, fremde Herrlichkeiten. Nie sind eines Belehrenden Worte auf empfänglicheren Boden gefallen als diese. Was kümmert's ihn, dass die Ritter den „schönen Knaben" für närrisch halten. Sein unklares Träumen ist jetzt zur klaren Erkenntnis durchgebrochen: er will hinaus aus dem engen, grünen Walde, worin er um *königlîche zucht betrogen*, er will hinein in das weite, glänzende Weltgetümmel, das seinem unbesiegbaren Thatendrange Genüge gewähren soll. Freudig-bangenden Herzens eilt er zur geliebten Mutter und bittet, ihn zu Ritterkönig Artus ziehen zu lassen. Die Erstaunte fällt vor Schreck in Ohnmacht. Nachher sucht sie ihr geliebtes Herzblatt mit tausenderlei Ueberredungskünsten von dem unheilvollen

Vorsatze abzubringen. Als sich alles vergeblich erweist, schneidet sie ihm zur Ausfahrt Hemd und Beinkleid von grobem Sacktuch und Stiefel von rauhem Kälberfell, setzt ihm eine Narrenkappe aufs Haupt und giebt ihm einen elenden Klepper als Reitpferd. Die Schmerzensvolle meint, wenn die spottlustige Welt ihr Kind in diesem Aufzuge verlache, werde es in Bälde zu ihr heimkehren. Mit dünnen Jagdspeeren *(gabylots)* ausgerüstet, zieht Parzival der *tumpe* (der Dumme d. i. der Einfältige, der „Simplex") in die Ferne, nachdem ihm das sorgende Mutterherz Weisheitslehren mit auf den dornenvollen Lebenspfad gegeben. Dunkle Strassen, so sagt sie ihm, solle er meiden, der Welt Grüsse bieten, grauen Mannes Lehren lauschen, Weibes *vingerlîn* (Ring) und Kuss erwerben und sein Land, das ihm vom Vater her gehöre, unrechtmässigem Besitzer entreissen. So zieht er, äusserlich ein Narr, einfältigen Sinnes und arglosen Kinderherzens in die abenteuerreiche Welt. — Seiner schwergeprüften Mutter bricht über dem Abschiede das treue Herz, sie fällt zur Erde und stirbt.

Parzivals erste Erlebnisse. — Parzival ahnt nicht, dass er unschuldig Muttermörder geworden. Den ganzen ersten Tag reitet er neben einem kleinen plätschernden Waldbache, den ein Hahn hätte durchwaten können, dahin, ohne ihn zu überschreiten, weil *sîn fliez* (Fluss) von Blumen und Gras an seinen Ufern *sô tunkel was.* Die Mutter hatte ja gesagt, dunkle Strassen solle er meiden. Erst als er anderen Tages an eine helle Furt geräth, überschreitet er den Pfadverleger. So gelangt er an ein kostbares Sammetzelt, worin er unter einem *deckelachen zobelîn* (Bettdecke von Zobelfell) die Gemahlin des kampfesmuthigen Herzogs Orilus von Lalander — Orgeillous de la lande (der Stolze von der Aue) —, die „Minnewaffenträgerin" Jeschute, schlafend findet.

Kaum entdeckt Parzival an ihrer weissen Hand ein *vingerlîn* (Ring), so raubt er ihr trotz ihres Sträubens in reckenhafter Umarmung Spange, Ring und manchen Kuss. Weibes Ring und Kuss zu erwerben, war ja der verehrten Mutter Gebot. Nachdem er sich an ein paar Rebhühnern, die am wenigsten für ihn auf dem Tische standen, einen *guoten kropf* gegessen und *swäre trünke* getrunken hatte, entfernt er sich auf der Schönen inständiges Bitten mit dem Grusse: „*Got hüete dîn: alsus riet mir diu muoter mîn.*“

Als der täppische Knabe auf seiner Weiterfahrt zu Artus' Hofe einen Bergabhang hinunter reitet, trifft er die klagende Sigune, in ihrem Schosse das Haupt des daneben liegenden, todten Schionatulander haltend. Während Parzivals Aufenthalt im Zelte hatte der Kampf zwischen Orilus und Schionatulander, wovon Wolframs Titurel-fragmente erzählen, stattgefunden. — Ritterlich-kühn gelobt Parzival Sigunen, mit seinem *gabylot* für Schionatulanders Tod Rache üben zu wollen. Als die Klagende ihn nach seinem Namen fragt, weiss er nur zu sagen, er heisse *bon fîz* (fils), *schier* (cher) *fîz*, *bêâ* (beau) *fîz* (guter, lieber, schöner Sohn); denn „*alsus hat mich genennet, der mich dâ heime erkennet.*“ Da weiss Sigune, dass sie in dem einfältigen Jungherrlein ihren Vetter vor sich hat. Freudig gegenredet sie: „*du heizest Parzivâl; der name ist: rehte enmitten durch* („Mittendurch“): denn die Liebe schnitt in deiner Mutter Herzen tiefe Furchen.*)“ —

---

*) ***Parzivâl***, Parcival, Parcifal, Parsifal, Bartschifal, Bartschiwal, Percefal, Perceval, Persaval — und wie die Schreibweise des Namens in Handschriften und Druckwerken auch immer aussehen mag — dürfte sich etymologisch in folgender Weise erklären lassen: Wälisch *pâr*, bretonisch *pâr*, cornisch *par* = Bursche.

Um den schwachen Jüngling nicht auf des starken Orilus Spur gerathen zu lassen, weist sie ihn auf einen falschen Weg. Auf diesem reitet Parzival weiter; jeden, der ihm begegnet, grüsst er nach der treuen Mutter Lehre. Ein grober Fischer, den er abends um Nachtquartier bittet, weigert ihm solches. Kaum hat aber der *tumpe* Knabe ihm Jeschutens Spange, deren Werth ihm ja unbekannt, als Gegengabe angeboten, so schmeichelt er katzenfreundlich:

„Wiltu belîben (willst du bleiben), süezez kint,
dich êrent al die hinne sint.“

Andern Morgens zeigt der Goldsüchtige ihm den Weg zu Artus' Hofe. Vor der ersehnten Stadt trifft der närrische Held einen Ritter in glänzend-rothem Harnisch auf rothem Rosse. Es war Ither von Gaheviess. Dieser hatte an Artus' Tafelrunde einen Becher Weins verschüttet, unabsichtlich dabei der Königin

---

Wälisch *syw* = ausgerüstet, geputzt.

Bretonisch *fall* = dürftig, schlecht, arm, untauglich, einfältig, verächtlich.

Par-syw-fall (Parsifal, Parzival) also:

Bursche, dürftig, schlecht, ärmlich, untauglich, einfältig, verächtlich ausgerüstet.

Die Ausrüstung durch Mutterhand bei der ersten Ausfahrt des Simplex Parzival erklärt seinen Namen und bestätigt obige Deutung. Wunderlich klingt es, wenn Görres in seinem Lohengrin Parsifal vom persischen *Parsi* oder *Parseh Fál*, „der reine oder arme Dumme“, herleitet. Nicht bei arabisch-persischen, sondern bei keltischen Volksstämmen ist die Parzivalsage entstanden. Beweis dafür ist schon Parzivals ständiger Beiname *li Galois*, „der Kymre aus Wales (alt-französisch Gales).“ Mag „die lächerlich unritterliche Tracht, in welcher er ausreitet, auch keine Narrenkleidung sein, wie Wolfram sie auffasst, sondern die Volkstracht der kymrischen Bauern“, als Ritterrüstung war sie gewiss *fall*, d. h. dürftig, schlecht, ärmlich, untauglich, einfältig, verächtlich. Auch geistig war der Bursche

Kleid begossen und keck des Königs goldenen Pokal mit sich genommen. Mit dem Umschütten des Weines hatte er symbolisch einen Ritter der Tafelrunde zum Zweikampfe herausgefordert. Keiner wagte sich dem gefürchteten Rothen zu stellen; er war als streitbarer Kämpfer von jeher gefürchtet. Durch Parzival, der ihn in thörichter Gewohnheit grüsst wie jeden, dem er begegnet: *„got halde iuch, riet mîn muoter mir!“* gab er jetzt neue Herausforderung mit an die auserlesene Schaar. — Unkundig höfischer Zucht und Sitte, reitet der *tumpe* Knabe in seinem närrischen Aufzuge vorbei an der johlenden Strassenjugend, schnurstracks unter die glänzende Damen- und Ritterschaar zu Artus. Auf dem Schlosshofe umdrängen die Edelknaben den wunderlichen Ritter. Iwanet bot ihm *Kumpânîe.* Treuherzig begrüsst ihn Parzival mit dem gewohnten Grusse und fragt dann beim Anblick der festlich gewappneten

---

fall ausgerüstet, er war ja ein Simplex. — Zur Vergleichung stellen wir die Deutung des Namens durch W. Hertz neben die unsrige:

„Der Name Perceval hat französischen Klang und ist ohne Zweifel durch Umdeutung aus einem keltischen Namen hervorgegangen. In dem kymrischen Volksbuche, dem Crestiens Gedicht zu Grunde liegt, heisst der Held Peredur. Das französische Perce-val ist ein Imperativname wie das deutsche Springinsfeld und bedeutet „Dring durchs Thal“. Aehnlich heisst ein Söhnlein des Fuchses Reinhart in der französischen Thierdichtung Percehaie, „Durchdring die Hecke“, Heckenschlüpfer; ferner der Held eines grossen Romans aus dem vierzehnten Jahrhundert Perceforest, „Durchdring den Wald“. Die Erklärung „Mittendurch“, welche Wolfram giebt, findet sich nicht bei Crestien. Sie stimmt auch ebensowenig zu Crestiens „Perceval“ als zu Wolframs „Parzivâl“, sondern geht auf eine besonders in Südfrankreich übliche Nebenform Persaval zurück: aval zu Thal, also „Dring durch von oben nach unten“, d. h. „Hau mitten durch“. Es ist dabei wol an jene Krafthiebe gedacht, welche Uhland Schwabenstreiche nennt und welche in den altfranzösischen Heldenliedern ganz besonders beliebt sind.“

Ritterschaft verwunderungsvoll: *„ich sihe hie manegen Artûs: wer sol mich rîter machen?“*

Lachend antwortet Iwanet:

„du'n sihest des rehten niht.“

Darauf führt er ihn in den *Palas.* Trotz des betäubenden Lärmes sucht Parzival seine Botschaft freimüthig auszurichten:

„got halde iuch hêrren alle,
benamen (namentlich, besonders) den künec und des wîp.
mir gebôt mîn muoter an den lîp,
daz ich die gruozte sunder:
unt die óbe der tavelrunder,
von rehtem prîse heten stat (Stätte),
die selben sie mich grüezen bat.“

Nachdem er sich seines Auftrages entledigt, bittet er Artus inständig:

„der wîle dunket mich ein jâr,
daz ich nicht rîter wesen sol:
nunę sûmet mich nicht mêre,
phlegt mîn (verfahrt mit mir) nâch rîters êre.“

„Daz tuon ich gerne“, antwortet der Wirth, „mit allem Nothwendigen will ich Euch ausrüsten, wartet nur bis morgen.“

Warten soll er? Nein, das kann das ungestüme Blut nicht:

der wol geborne knappe
hielt gagerendę (trippelte vor Ungeduld hin und her) als ein trappe.

„Artus giebt Ritterschaft,“ hatte ihm jener lichte Ritter im heimischen Walde gesagt. Folglich musste nach Held Parzivals Ermessen Artus über alle Rüstungen zu schalten und walten haben. Die rothe Rüstung da draussen vor dem Thore gefiel Parzival über die Massen gut. Was lag näher, als Artus um sie zu bitten. Auf Keis hinterlistigen Rath schenkt der gutmüthig scherzende

Ritterkönig sie dem Gernegross und bedeutet ihn, sie sich nur zu holen. Am Hofe bewundern alle die schöne Gestalt und den kecken Muth des närrisch gekleideten Sonderlings, und vom Altan erschallt lautes Lachen aus Jungfrau Cunnewarens schönem Munde, die gelobt hatte, nicht eher zu lachen, bis sie den Ritter gesehen, der den höchsten Preis hätte oder erwerben sollte. Im Zorn ob dieser Verletzung höfischer Zucht und Sitte windet sich der strenge Seneschall Kei Cunnewarens lange Zöpfe um seine Linke und „spängelte sie ohne Spängelband, dass des Stabes Sausen durch Kleid und Haut bis auf den Rücken drang." Der verschwiegene Ritter Antanor, der gelobt, nicht eher zu sprechen, bis Cunnewarens rosiger Mund gelacht, schilt Kei darob. Ihm ward von Kei dafür „zermürbt der Braten mit Faustschlägen um die Ohren." Parzival gelobt sich im Stillen, Cunneware ritterlich zu rächen. Und er hat Wort gehalten. Vorläufig reitet er zu dem rothen Ritter zurück und theilt ihm mit, Artus habe ihm (Parzival) seine rothe Rüstung geschenkt, er möge sie ihm also übergeben. Als er des Ritters Ross am Zaume ergreift, spottet dieser mit Bärenzärtlichkeit solches kühnlichen Ansinnens: er stösst mit umgekehrtem Lanzenschafte ihn und sein armes Pferdlein auf die Blumen hin. Da erhebt Parzival sein *gabylot* und durchbohrt, ein zweiter David, durch die Augenöffnung des Helmes des Grosssprecherischen Auge und Hirn, dass dieser, ein zweiter Goliath, todt zur Erde fällt. Wie aber nun dem todten Ritter die Rüstung ausziehen? Parzival dreht den Leichnam an der Erde hin und her. Mit fremder (Iwanets) Hilfe legt er endlich die begehrte Rüstung dem Todten ab und sich an. Durch kein Zureden lässt er sich jedoch bewegen, vorher der Kleider von Mutterhand sich zu entledigen:

„swaz mir gap mîn muoter,
des sol vil wênic von mir kumen,
ez gê ze schaden oder ze frumen.“

So lässt er sich die Rüstung darüber ziehen und schwingt sich dann auf das treffliche Ross des unritterlich Ueberwundenen.

Zu Artus' Hofe zieht es Parzival nicht zurück; das wenig ritterliche Verfahren Keis stösst ihn ab, und von Artus hatte er nach seiner Meinung ja erlangt, was er begehrt.

Parzivals Ritterschule. — Ungewohnt der schweren Ritterrüstung, die über den wunderlichen Unterkleidern möglichst unbequem wurde, ritt Parzival ziellos den ganzen langen Tag, ohne sich und seinem trefflichen Renner Rast und Ruhe zu gönnen, einfältig in die Weite hinein, soweit als ein weiser Mann ohne Rüstung in zwei Tagen geritten wäre. Als die müde Abendsonne zitternden Abschiedskuss auf die röthlich schimmernde Landschaft drückt, winkt ihm aus der Ferne eine reichbethürmte Burg. In kindlicher Einfalt glaubt er, die Zinnen und Burgen, die bei seiner Annäherung immer höher zu werden scheinen, wüchsen aus der Erde hervor und der allmächtige Ritterkönig Artus habe die Saat zu so seltenem Gewächse gesät. Sinnend stellt er mit dem heimischen „Geräute“ Vergleiche an:

„Meiner Mutter Volk baut schlecht ihr Feld,
So hoch ja wächst ihr nie die Saat,
Die sie in dem Walde hat,
Wo es doch selten trocken wird.“

Unter einer mächtigen Linde sass vor der thurmreichen Burg der Herr derselben, ein graugelockter, würdiger Ritter, Gurnemanz, *der houbetmann der wâren zuht* (Hauptmann der feinen, höfischen Sitte). Rath zu nehmen von dem, der graue Haare habe, hatte die Mutter

Parzival geheissen. Eingedenk dieser ihrer Abschiedslehre reitet er zu dem Ritter und redet zu ihm ohne Umschweife:

„Mich pat mîn muoter nemen rât
ze dem der grâwe löcke hât.“

Wie das Kennerauge des Forstmannes auf dem zufällig entdeckten, kräftig sich entwickelnden jungen Eichenstamme mit Wohlgefallen ruht, so blickte der lebenserfahrene Gurnemanz auf den kraftvollen, schönen Jüngling mit dem kindlich-unschuldig dreinschauenden Gesichte. Der Fürst warf einen jährigen Sperber in die Luft, der mit klingender Goldschelle als Bote in die Burg flog. Sofort kamen Jungherrlein zu Parzivals Bedienung herbeigesprungen. Als Burgherr beherbergt Gurnemanz den einfältigen Knaben. Des Narrenkleides, das Parzival unter Ritterrüstung verborgen trägt, weiss ihn der ehrwürdige Alte mit wenigen Worten zu entledigen. Auch seine Herzenseinfalt sollte unter des silberhaarigen Ritters Belehrungen schwinden wie Schnee vor Frühlingssonnenstrahlen. Zweierlei Zielen steuert die unterrichtende Erziehung des greisen Lehrers zu. Das oberste Augenmerk richtet er auf Bildung von Geist und Gemüth. Ohne über die Treue, mit welcher Parzival an seiner Mutter hängt, zu spötteln, stellt Gurnemanz das fortwährende Sichberufen auf die Mutter ins richtige Licht:

„Ir redet als ein kindelîn!“

belehrt er ihn väterlich und fährt fort: „legt nimmer die Scham, die aller Zucht Anfang ist, beiseits; übt stets Milde, lernet aber auch verständig arm und reich sein; die rechte *Mâze* sei euer Orden; meidet überflüssiges, lästiges Fragen; übt Erbarmen gegen den Besiegten; haltet die Frauen in rechter Minne lieb und werth; befleissigt euch der *stæte*.“ —

Alsdann beginnt der umsichtige Lehrmeister den Cursus ritterlicher Uebungen: „Reinigt euch nach dem

Gebrauche der rostigen Waffen; reitet nicht wie jetzt auf eurer Fahrt zu mir daher, als ob der Schild an eurem Halse wie am Nagel hänge.“

Vorthun ist ein hundertfaches Vorreden. Das weiss auch der graue Gurnemanz. Darum übt er mit seinem gelehrigen Schüler auf freiem Plane ritterliches Handwerk. — Liebeahnend blickt nach den Lehrstunden der werdende Ritter zu der schönen, sittigen Tochter seines Wirthes und Lehrers auf. Gern hätte der am Lebensabend stehende Vater statt des einen Kindes deren zwei ans Herz gedrückt, doch Parzival trieb ein unsagbares inneres Drängen wieder in die Weite.

Er wolt' ê gestrîten baz,
ê daz er dar an wurde warm,
daz man dâ heizet frouwen arm.

Nach vierzehn Tagen verlässt er seinen geistigen Vater als ein Neugewordener. Gurnemanz ist es, als ob zu seinen drei ritterlich gestorbenen Söhnen sich der vierte geselle. Doch hofft er bei diesem dereinstige Heimkehr; denn er scheidet ja mit den Worten:

— — — „Herr, ich bin nicht weise;
doch komm' ich je zu Ritters Preise,
dass ich wol Minne mag begehren,
Eur' Tochter sollt ihr mir gewähren.“ —

Allein es sollte anders geschehen.

Parzivals Verheirathung. — In Liebesgedanken an seines Wirthes schönes Töchterlein versunken, gelangt Parzival, unbekümmet um den Weg, eines Spätnachmittages über eine elende Brücke in die schön gelegene Stadt Pelrapeire (Bel repaire, schöner Wohnsitz), deren jungfräuliche Königin Condwiramur von ihrem verschmähten Bewerber Clamide bekriegt wird. In der Stadt herrscht in Folge des Krieges arge Hungersnoth, eine so arge, wie allzuoft daheim in Wolframs eignem Haus,

wie dieser selber naiv gesteht. Parzival bietet den bedrängten, hungerfahlen Bürgern seine Hilfe an. Er wird vor die edle Königin geführt. Sie blühte wie die Rose, die erquickt vom süssen Thau aus ihrem Knösplein weiss und roth hervorschimmert.

Diu truoc (trug) den rehten bêâ curs (beau corps);
der name ist tiuschen „schœner lîp."

Eingedenk Gurnemanz' Lehre, nicht viel zu fragen, *saz sîn munt gar âne wort* vor der hehren Königin. Es ging ihm wie manchem, der mehr als er auf Minne gefahren, und der sich nun plötzlich einer Frau gegenüber befindet, von der er gestehen muss, dass „der Dame seines Herzens Schönheitsglanz nichts ist gegen sie, die vor ihm sitzt." Condwiramur bricht endlich das Schweigen und fragt den Gast, wes Weges er komme. Als sich herausstellte, Gurnemanz sei Condwiramurs Oheim, bot sich dem schönen jungen Menschenpaare zur Unterhaltung ein weiter Raum.

Nach kargem Abendmahle begiebt sich Parzival zur prächtigen Ruhestatt. Bald träumt er in süssem Schlummer. „Lichter Augen Herzensregen" fällt da heiss auf sein Angesicht. Er schlägt die Augen auf, und vor seinem Bette kniet im taghell erleuchteten Gemache die bekümmerte Königin Condwiramur, angethan mit weissseidenem Hemde und langem Sammetmantel. Weinend klagt die keusche Verwaiste ihre bittre Pein. Sie sollte Clamide, der mit seinem Seneschall ihren Verlobten, Gurnemanz' Sohn, erschlug, Ehegemahl werden. Da sie sich des weigert, überzieht er samt seinem grimmen Seneschall Condwiramurs Land mit verheerendem Kriegszuge. Ritterlich bietet ihr Parzival seine Hilfe.

Andern Tages nach der Frühmesse reitet der tapfere Held zum Kampfe gegen Clamides kühnen Seneschall. Er besiegt ihn und schickt ihn als Gefangenen

der von Kei schmählich misshandelten Cunneware an Artus' Hof.

Unter dem Siegesjubel des Volkes kommt der stattliche Parzival zur Königin zurück, die ihn minniglich umfängt und gelobt, keines anderen Weib werden zu wollen, als dessen, den sie jetzt an ihr Herz drücke.

Am dritten Morgen darauf legt sie das *gebénde* (Kopfputz der Frauen) an.

Bald darnach ist durch Parzival das Heer der Feinde zerstreut, Clamide im Zweikampf besiegt und als zweiter „lebendiger Zeuge von Parzivals Heldenkraft und Edelmuth zum Aerger und Schrecken Keis" als Gefangener zu Cunneware geschickt. — Wie Parzival die Kriegswaffen erfolgreich zum Segen seiner Unterthanen zu führen gewusst, so sorgt er jetzt dafür, dass die Friedenswaffen nicht rosten. Als ächter Landesvater herrscht er an der Seite seiner treuen, innig geliebten Gemahlin, seinen Landeskindern zum Segen.

Eines Morgens begehrt er jedoch Urlaub von seinem Weibe, damit er sähe, wie es seiner Mutter ergehe, deren Tod ihm ja unbekannt war. Nebenbei hofft er, unterwegs auch auf Abenteuer zu stossen, die er seiner holden Gemahlin zu Ehren bestehen könne.

Er war ihr lieb, die Märe spricht's,
Darum versagte sie ihm nichts.

So zieht er denn ohne Gefolge wieder in die Welt hinein.

In der Gralburg. — Am ersten Tage reitet Parzival gleich so schnell in die Weite, dass ein Vogel die Strecke mit Mühe erflogen hätte. Abends gelangt er an einen klaren See, worauf Fischer „Weidwerks pflegen" (d. h. fischen). Einen davon, der prächtig gekleidet ist, aber wehmüthig dreinschaut, fragt er um Herberge für die hereinbrechende Nacht. Auf dreissig Meilen in der

Runde weiss dieser ihm keine andere Behausung nachzuweisen, als ein Schloss in der Nähe, in dem er ihm selber Wirth sein wolle. Er beschreibt ihm den Weg dahin, und Parzival kommt zu einer herrlichen Burg mit vielen Thürmen und Palästen inmitten unabsehbarer Einsamkeit. Auf seine Aussage, ihn sende der Fischer, wird er über die Zugbrücke gelassen. Edelknaben ohne Zahl empfangen und bedienen den Ankömmling höchst ehrenvoll, der sich vom Reisestaube säubert und einen ihm dargereichten prächtigen Frauenmantel von arabischer Seide anlegt. Dann begiebt er sich auf Einladung zu seinem trauernden Wirthe. In einem zauberprächtig geschmückten, von hundert glänzenden Kronleuchtern und unzähligen Kerzen an den Wänden taghell erleuchteten Saale, empfängt ihn derselbe. Auf hundert kostbaren Ruhebetten, vor denen je ein runder Teppich liegt, sitzen vierhundert stattliche Ritter um den Burgherrn, den König, her. Aloeholzflammen verbreiten von drei marmornen Kaminen sinnenberauschende Wohlgerüche. Parzival muss neben dem Wirthe Platz nehmen. Dieser ruht auf einem Spannbette. Bekleidet ist er mit kostbarem Pelzmantel. Sein Haupt bedeckt eine Zobelmütze, deren Knopf ein lichter Rubin ist. Trotz der blendenden Pracht beherrscht doch Aller Mienen sichtlich tiefe Traurigkeit. Qualvolles Siechthum färbt des Königs Antlitz todtbleich. Zur Thür herein springt nun ein Knappe mit langer Lanze, von deren Schneide Blut am Schaft herab bis auf den Aermel des Trägers tropft.

Dâ wart geweinet unt geschrît
ûf dem páláse wît,

so lange der Knappe die blutende Lanze an den vier Wänden hintrug. Erst als er wieder in der Thür verschwand, ward des Volkes Jammer gestillt. Am Ende des Saales thut sich eine stahlglänzende Thür auf;

hindurch schreiten mit brennenden Kerzen auf goldenen Leuchtern zwei liebliche Jungfrauen, gekleidet in braunen Scharlach, in das blondgelockte Haar Blumenkränze geflochten. Ihnen folgen zwei andere gleichgekleidete, die zwei elfenbeinerne Stollen vor den Burgherrn stellen. Darauf kamen acht edle Jungfrauen, angethan mit grünem Sammetgewande. Vier trugen grosse Kerzen voran auf, vier brachten eine durchsichtige, funkelnde Tischplatte von edlem *Granat-Jachant* nach, die sie auf die Elfenbeinstollen legten. Wie zum Gruss neigten sie dann das Haupt und stellten sich züchtiglich zu den ersten vier. Wieder kamen vier mit Lichtern und hinter ihnen zwei mit zwei silbernen Messern; die legten sie auf den Edelsteintisch nieder. Die Kleidung dieser sechs Jungfrauen war von oben nach unten in zwei verschiedene Farben getheilt und bestand aus *Plialt unt Pfell von Ninive* (orientalisches Gewirke). Jetzt standen achtzehn Jungfrauen bei einander. Da traten wiederum sechs Jungfrauen, gekleidet wie die letzten, ein. Sie trugen lange Glasgefässe, hell und klar, darin brannte wunderbarer Balsam. Ihnen folgte die „Schönste der Schönen, von deren Antlitz ein Licht ausging, wie bei des neuen Tags Beginn die Sonne durch die Wolken bricht," die jungfräuliche Königin Repanse-de-schoye („Oure Pense de Joie, Freudengedanke"). Auf grünseidenem Kissen *truoc sie den wunsch von párdîs* (Inbegriff alles Vollkommenen), *daz was ein dinc, daz hiez der Grâl,* der alle Vollkommenheit der Erde übertrifft. Mit Züchten neigte sich die Königin vor dem Wirthe und setzte den Gral vor ihm auf den Edelsteintisch. Dann wurden hundert Tische vor die hundert Ruhebetten der Ritter getragen und mit blendendweissen Tischlaken überdeckt. Auf vier kleinen Handwagen wurde goldenes Tafelgeschirr herbeigefahren und auf die

Tische gestellt. In goldenen Becken reichte man Handwasser herum. Das Mahl begann. Kostbar wie die Gefässe war das darin Dargebotene, denn der prächtig strahlende Gral füllte mit geheimnisvoller Wunderkraft alle vorgesetzten Schüsseln, Teller und Becher mit köstlicher Speise und herrlichem Tranke.

War doch der Gral alles Segens Born,
Weltlicher Süsse volles Horn:
Er that es dem beinahe gleich,
Was man erzählt vom Himmelreich.

Und doch würzte Freude das Mahl nicht.

Wol sieht Parzival all das Geheimnisvolle, wol regt ihn Alles zum Staunen und Fragen an; aber er ist der Mahnung seines grauen Lehrers Gurnemanz: *„ir'n sult nit vil gefragen“* eingedenk, und darum schweigt er; er meint, auch ohne sein Fragen werde man ihm über diese Dinge Bescheid geben. Er schweigt auch, als der König, sein gütiger Wirth, ihm ein kostbares Schwert schenkt als Ersatz, falls etwas an der Bewirthung gefehlt, und dabei spricht:

— — „Hêrre, ich prâht'z (braucht's) in nôt
in maneger stat, ê daz mich got
amę lîbe hât geletzet (verletzt).

Das kostbar funkelnde Gefäss wird in derselben peinlichen Ordnung und Weise wieder hinaus getragen. Auch die Tische wurden abgeräumt. Parzival blickt den Graljungfrauen nach und sieht durch die geöffnete Thür einen „wunderalten“ Mann, der, noch grauer denn der Nebel, auf einem Bette ruht. Es war Titurel. Nach der Mahlzeit wird Parzival zur prächtig hergerichteten Ruhestatt geleitet. Edelknaben entkleiden ihn, und vier klare Jungfrauen bringen ihm gewürzten Wein zum Nachttrunk und Aepfel aus dem Paradiese. — Unruhigen Schlummers sollte er diese Nacht nur pflegen. Bis an den Tag

ir boten künftigíu leit
sanden ime in slâfe dar.

Andern Morgens findet er seine Rüstung vor dem Bette; sein Pferd ist draussen angebunden. Das weithallige Schloss scheint ausgestorben zu sein. Im Thau entdeckt er Hufspuren, die Ritter sind also unhöflicher Weise schon ausgeritten. Er will ihnen nacheilen. Kaum hat seines Rosses letzter Huf die Zugbrücke gestampft, so schnellt dieselbe in die Höhe, und ein verborgener Knappe ruft dem Davoneilenden nach: „Ihr seid der wärmenden Sonnenstrahlen unwürdig! Ihr seid eine Gans, hättet ihr gerühret den Flans (Maul) und den Wirth gefragt, höchsten Preis hättet ihr erjagt!“ Umsonst fragt der Erstaunte nach Erklärung solcher Rede: ihm wird keine Antwort. Gedankenvoll dem Erlebten nachhängend, verfolgt er die Hufspuren der abgezogenen Ritter. Allein dieselben zerrinnen allmählich im weichen Grase. Da tönt an des Einsamen Ohr Klageruf aus Frauenmund. Er reitet demselben nach und findet im nassen Thau auf umgeworfenem Lindenstamme die ewig-treue Sigune, im Schosse das Haupt des „gebalsamten“ Geliebten haltend. Ihr „lockig langes, braunes Haar war vom Haupte geschwunden, Farb' und Kraft ihr verloren gegangen.“ Ritterlichen Sinnes bietet Parzival ihr seine Hilfe an. Doch ihr kann irdische Macht ja nimmer den Geliebten aus kaltem Todesschlafe rütteln. An der Stimme erkennt sie ihren Pflegebruder und Vetter. Auf ihr Befragen, wes Weges er komme, erzählt er sein erlebtes Abenteuer. Anfangs bittet sie, eine theilnehmend Fragende nicht mit Lügen zu kränken. Als er aber bei seiner wundersamen Erzählung beharrt, berichtet sie, in die Burg in der Nähe könne niemand gelangen, der sich befleissige, sie zu finden; denn sie sei Munsalvæsche, die Gralburg, deren Zepter der starke Titurel, „als er ge-

worden der schwache“, vererbt auf seinen Sohn Frimutel, und von den Söhnen des Letzteren sei jetzt Anfortas Gralkönig.

Der kann sitzen nicht noch gehn,
Auch weder liegen noch stehn.

Gegen die Gesetze des heiligen Gral habe er gefehlt, dafür leide er an einer offenen Speerwunde, die nach einer am Gral erschienenen Inschrift nur heilen solle, wenn ein Ritter ohne zu fragen und ohne Bekanntschaft mit den Geheimnissen des Gral zur Burg gelange und ohne Mahnung von *kint, maget oder man* vor der ersten Nacht daselbst nach dem Leiden des siechen Königs sich erkundige. Sigune preist Anfortas und Parzival glücklich, da sie wähnt, die verhängnisvolle Frage sei von Letzterem gethan; ihm diene darum Alles, „Zahm und Wild, aller Erdenwunsch sei ihm gestillt,“ sowie ja nun auch endlich der sieche König geheilt sei.

Er sprach: „i'n hân gevrâget niht.“
„Ouwê daz iuch mîn ouge siht!“
sprach diu jâmerbæriu (jammerreiche) maget.

„Habt ihr die Frage unterlassen, so lebt ihr und seid *an sælden* (Heil, Glück) *tôt*. Keine Gegenrede findet ihr alsdann mehr bei mir.“ In unendlichem Schmerze beugt sie sich über den ewiggeliebten Schionatulander. Voll Reue scheidet der kühne Degen von der unwandelbar Treuen.

Da trifft er auf einsamem Ritte bei glühender Mittagssonne ein seltsames Paar. Stattlich reitet ein Ritter auf stolzem Rosse dahin; ihm folgt in einiger Entfernung auf elendem, barfüssigem Klepper, „dessen Gehen ein Wunder war,“ eine abgehärmte Frau, deren Kleid die Dornen so zerlöchert, dass man ihre Haut, „die noch weisser denn ein Schwan“, hindurchblinken sieht. Par-

zival bietet ihr Gruss. Sie erkennt gleich den Schönsten aller Ritter:

— — „Ich hân iuch ê (ehmals) gesehen,
dâ von ist leide mir geschehen.
doch müeze iu (euch) fröude unt êre
got iemer geben mêre
denn' ir umb' mich gedienet hât (verdienet habt).

Und nun erzählt sie schluchzend, sie sei Jeschute, die er einst in *tumbheit* unritterlich beraubt. Als Orilus damals vom Kampfe mit Schionatulander, über seinen Sieg Sigunens wegen noch weinend, wiederkehrte, habe er in zorniger Eifersucht, trotz aller Unschuldsbetheuerungen der Keuschen, sie in diesem Zustande auf die unritterlich gezäumte Mähre gezwungen, und er durchreite mit ihr jetzt die Gefilde, um den vermeintlichen Räuber seiner Ehre zu finden und sich furchtbar zu rächen. Sie bittet ihn, zu fliehen, da Orilus, mit dem sechs seinesgleichen es nicht aufzunehmen vermöchten, ihn sonst entdecken könne. Doch unser Ritter „forcht sich nit." Als Orilus das Haupt wendet und den frechen Zudringling zum heimlichen Zwiegespräch mit seiner zerlumpten Begleiterin entdeckt, legt er den Lanzenschaft ein und reitet zum Tjost gegen den Kühnen an. Hart war der Kampf; doch blieb Parzival Sieger. Der schönen Jeschute Unschuld beschwor er dem ritterlich Ueberwundenen, gab den in Herzenseinfalt geraubten Ring zurück und schickte Orilus als dritten lebendigen Zeugen von desMissachteten Heldenkraft und Edelmuth zum allergrössesten Aerger und Schrecken Keis an Artus' Hof als Gefangenen der Frau, die seinetwegen Schläge empfangen. Zu seinem übergrossen Verdrusse findet Orilus in der Misshandelten seine Schwester.

An der Tafelrunde. — Der „maienhafte“ Artus hatte mit seinem Hofe Burg *Karidœl* verlassen, um „auf eigenem und fremdem Grunde“ den Tapferen zu suchen, der den rothen Ritter überwunden und König Clamide und dessen Seneschall als Gefangenen der seinetwegen entehrend gezüchtigten Cunneware gesandt hatte. Der Tafelrunde würdig erachtete man den Helden. Als Artus in die Nähe von Munsalvæsche gekommen zu sein glaubt, verbietet er seinen Rittern wie „tolle, losgelassene Rüden“ zu fechten. Zu jedem etwaigen Streite sollen sie vorerst seine Erlaubnis einholen. Wenn auch König Artus sonst der Held ist aus des „Maien Blumenzeit, wo süsse Lüfte so hoch erfreuen, so kleidet sich die Märe jetzt doch in Schnee“. In schneebeladenem Walde war Artus' Falknern auf der Beize der beste Falke entflogen. In demselben Forste streift Parzival, unkundig des Weges, die ganze lange Nacht umher. Ihm gesellt sich der Falke bei. Als der geröthete Osten den lichten Tag auf die verschneite Erde sendet, stossen die beiden Irrenden auf wol tausend gackernde Wildgänse, deren eine der hungrige Falke mit spiessendem Schnabel trifft. „Drei Blutstropfen roth“ enttröpfeln in den Schnee der Wunde des sterbenden Thieres. „Bezwungen durch der starken Minne Macht“ starrt Parzival, der Treue, in sehnsuchtvolle Träume an seine holde Gemahlin versunken, mit aufgerichtetem Speere auf die drei Tropfen.

Vor seinem Aug' lebendig stand
Ihr Bild, wie er zuerst sie fand:
Zwei Tropfen malen ihre Wangen,
Der dritt' ihr zartes, rundes Kinn.

So treffen ihn Artus' Ritter. Sie wähnen, der aufgerichtete Speer fordere sie zum Kampfe heraus. Der, den man binden musste, um beim Fechten Anderer seiner Mithilfe zu hindern, Segramor, erhält Erlaubnis,

den Kühnen zu strafen. Mit drohenden Scheltworten naht dieser sich dem bis zum Sinnentrücktsein in Liebestraum Versunkenen. Doch

Parzival der Drohung schwieg,
Frau Minne gab ihm andern Krieg.

Als aber eine zufällige Wendung des edlen Kastilianers seinen Augen die Blutstropfen entzieht, setzt er den „ungebundenen“ Herausforderer mit eingelegter Lanze unsanft zum „Ausruhen“ in den Schnee. Diese Schmach der Tafelrunde, über deren Ehre er stets eifersüchtig wachte, ungestraft zu lassen, lag dem kühnen Kei, dem strengen Seneschall, lastwagenschwer auf der Seele. Doch noch schlimmer als dem bandenfreien Segramor sollte es ihm ergehen. So heftig wirft ihn Parzival auf die Erde, dass er neben das todte Ross mit zerbrochenem rechten Arm und linken Bein stürzt. Aber sofort wendet die Minne, *diu Salomônen ouch betwanc*, Parzivals Blick wieder auf die drei Blutstropfen; denn

trûren unde minne
brichet zæhe sinne.

Erst der minnekundige Gawan kommt auf den Gedanken:

„Vielleicht, dass Minne diesen Mann
Bezwingt so, wie sie mich einst zwang,
Dass sie fest sich um ihn schlang,
Sinn und Gedanken ihn bestrickte.“

Die drei Blutstropfen im Schnee gewahrend, wirft er flugs ein Tuch darüber und

im (Parzivâl) gap her wider witze sîn (seinen Verstand)
von Pelrapeir' diu künegîn (Kondwiramur).
diu behielt iedoch sîn herze dort.

Der Entzauberte reitet darauf mit Gawan, von dem er erst seine im Sinnenentrücktsein vollbrachten

Heldenthaten erfährt, in Artus' Lager. Cunneware empfängt ihn als ihren Ritter, kleidet und schmückt ihn aufs herrlichste. Ritterkönig Artus nimmt den Tapfersten der Tapferen in die Tafelrunde auf, die hier im Felde durch ein rundgeschnittenes Tuch dargestellt wird. Glänzende Feste werden zu Ehren Parzivals, der neuen, hellstrahlenden Zier der auserlesenen Zwölferschaft, veranstaltet.

Wie „Maienfrost in Frühlingsnacht" naht sich folgenden Tages ihm, dem *man und wîp waren holt,* auf hohem fahlen Maulthiere die prächtig gekleidete, unheilkündende Gralbotin Kundrie *la sorciere,* ein wahrer Ausbund von Hässlichkeit, um deren Minne es nie Kampf und Streit gab. Ihr Haar war

Schwarz und fest, nicht allzu klar,
Lind wie der Schweine Rückenhaar.
Genaset war sie wie ein Hund;
So ragten auch ihr aus dem Mund
Zwei Eberzähne spannenlang.
Jedwede Augenbraue schwang
Sich in langen Zöpfen wieder. —
Kundrie hatte Ohren wie die Bären;
Zu scheuchen zärtliches Begehren
War ihr Antlitz rauh genug. — —
Von Farbe wie des Affen Haut
Trug Hände diese schöne Braut;
Die Nägel waren nicht zu licht,
Sie sah'n wie Löwenklauen aus.

Die Ungeheuerliche ruft Artus zu:

„Die Besten aller Lande
Sässen hier, ein würd'ger Kreis,
Fiele nicht dies Gift in euren Preis.
Hin ist die Tafelrunde:
Ein Falscher sitzt im Bunde!" —

Durch sie, die am Munde nicht lahm, ergeht darauf grässlicher Fluch über Parzival:

„Verflucht sei euer lichter Schein
Und eures Wuchses Männlichkeit.
Hätt' ich Heil und Seligkeit,
So blieben sie euch theuer.
Ich dünk euch ungeheuer
Und bin geheurer doch als ihr.

Da ihr in Munsalvæsche nicht gefragt:
Möcht euch der Mund verarmen,
Der Zunge, mein ich, drinne.
Der Hölle hat euch vorbestimmt,
Der im Himmel gibt und nimmt:
So soll euch auf Erden
Der Guten Abscheu werden.
Ihr Glücksverwiesner, Heilverbannter,
Vom Preis Verlassner, Ungekannter,
Ihr seid an Ehre lahm und schwank
Und an der Würdigkeit ganz krank. — —
Nie sah man grössern Trug bis heut
An einem also schönen Mann.
Ihr tück'sche Angel, Natternzahn! — —
Ihr seid des Höllenhirten Spiel,
Ehrloser Mann, Herr Parzival!

Eure sündenreine Mutter klagt Ihr ehelicher Untreue an, denn Eures Vaters Gahmuret seid Ihr unwürdig. Wie ganz anders als in Euch offenbart sich dessen Kraft in eurem schwarzweissen Bruder Feirefiz!" — Ueber den grauenhaften Fluch ringt die Unheilvolle selber die Hände; „eine Zähre ihr die andere schlug."

Zum Schlusse fordert sie die Ritter der Tafelrunde auf, aus des Zauberers Klinschor Gefangenschaft auf Schatelmarveil (dem Wunderschlosse) vier edle Königinnen und vierhundert schöne Jungfrauen zu befreien. Ohne Abschied reitet die Furchtbare fort, indem sie klagend ruft:

„ay Munsalvæsche, jâmers zil!
wê daz dich niemen trœsten wil!"

Parzival erfährt noch von einer an Artus' Hofe weilenden heidnischen Königin Näheres über seinen elsternfarbnen Bruder Feirefiz, von dem er aus der Schrecklichen Munde zuerst gehört. Auch verloben sich auf seine Fürsprache Cunneware und Clamide. Dann nimmt er traurigen Abschied von der Tafelrunde. Sein Freund Gawan wünscht ihm: „Gebe Gott Dir Glück im Streit!“ Doch Parzival erwidert:

— — — „Weh, was ist Gott?
Wär der gewaltig, solchen Spott
Gäb er uns beiden nicht, fürwahr!
Wär er nicht aller Kräfte bar.
Ich war mit Dienst ihm unterthan,
So lang ich bin und beten kann.
Ich will ihm künftig Dienst versagen:
Hat er Hass, den will ich tragen.“

Seinem Freunde wünscht er sodann, dass ihn reinen Weibes Minne behüten möge. In düsterer, schwermuthsvoller Verzweiflung reitet Parzival von dannen.

Auf der „Irrnis und Leiden Pfade.“ — Wie der prunklose Herrscher der Nacht sich bescheiden vor seiner lichtglänzenden Rivalin verbirgt und von unseren suchenden Blicken nur an einigen Tagen ausnahmsweise sich finden lässt, so tritt der anspruchslose Held unseres Epos als Repräsentant der im Stillen wirkenden geistigen Ritterschaft in den Hintergrund der Dichtung vor einem ausgeprägten Typus des Ritterthumes, das auf weltlichen Ruhm und irdische Pracht sein oberstes Augenmerk richtete. Nur ab und zu hören wir von ihm als von dem „rothen Ritter“; denn roth war seine Rüstung zum Andenken an seine erste Waffenthat.

Während er „der Irrnis und der Leiden Pfade zieht, den Weg des Heiles nicht zu finden vermag, vom wilden Fluche verzweifelnsvoll in pfadlosen Irren und

zahllosen Nöthen umhergejagt wird,“*) beherrscht die „Aventüre der auserkorne Degen Gawan, der Schande floh bis in den Tod.“

Wenn wir mit diesem auf weitem Wege zu einem Zweikampfe dem Heere eines knabenhaften Fürstensohnes begegnen; wenn er vor unseren Ohren von der Königstochter (Obie), um die jenes Kriegsheer mit Schwert und Schild werben soll, verspottet wird; wenn der Held in edlem Frauendienste vor unseren Augen als Ritter der kindlichen Schwester dieser Jungfrau (Obilot) Wunder der Tapferkeit verrichtet; wenn wir Zeuge sind, wie er den gefangenen Fürstensohn mit dessen spröder Geliebten zum Bunde fürs Leben eint: so hören wir mit ihm von Mitkämpfenden nur, ein „rother Ritter“ (Parzival) habe in den Reihen der mit dem Königssohne Fechtenden manchen werthen Mann hinters Ross auf den Acker gesetzt und Gawans entlaufenes Pferd mit sich genommen.

Wenn ferner berichtet wird, wie Gawan darnach auf der Weiterfahrt zu einem Könige gelangt, der ihn während einer Jagd seiner Schwester Antikonie zur gastlichen Bewirthung in die Burg sendet; wie diese, deren *munt so küssenlîch getân*, Gawan zu ungestümer Minnewerbung reizt; wie ein graubärtiger Ritter darauf Alle, selbst den gastfreundschaftlichen König, unter die Waffen gegen den Verwegenen ruft; wie Gawan und die Maid sich in einem Thurme (er mit einem Thorriegel als Schwert und einem Schachbrett als Schild, sie mit den grossen, schweren Schachfiguren als Wurfgeschoss) gegen die Anstürmenden vertheidigen; und endlich wie dann zwischen den ungleich Kämpfenden Frieden geschlossen wird: so erzählt die Bedingung, unter der Gawan entlassen wird, mit bered-

---

*) Nach Richard Wagner.

tem Munde von dem in Wandlung begriffenen Sinne unseres Helden. Ein „rother Ritter“ hatte den König neulich besiegt und ihn verpflichtet, dem Sieger den Gral zu erwerben oder sich nach einem Jahre der Königin Condwiramur (Gemahlin Parzivals) zu stellen. Diese Verpflichtung überträgt der König jetzt auf Gawan.

Aber länger soll für dies Mal der rechte Held des Epos nicht ausserhalb unseres Gesichtskreises stehen.

„Tuot ûf, ich wil in'z herze dîn zuo dir!“ ruft die *Âventiure* dem Dichter zu. Und als dieser die alte vertraute Freundin erkennt, forscht er sofort:

„Was macht er jetzt, der Anmuthreiche,
Ich mein', der werthe Parzival,
Den Kundrie nach dem Gral
Mit hartem Scheltwort hat gejagt?“

Weiter bemüht er sich um Kunde darüber, ob Parzival an Freuden ganz verzagt sei oder hohen Preis errungen; ob er seine ganze Herrlichkeit noch lang und breit entfaltet, oder ob sie eingeschrumpft, ihm kurz und schmal geworden; ob er noch immer in die Weite stürme, oder in träger Ruhe erschlaffe. Nachdem *Frou Âventiure* den Dichter unterrichtet, der, über den er Auskunft heische, habe zu Ross und Schiff manches Land erkundet und stets seines Ruhmes Glanz gemehrt, erzählt derselbe aus ihrem Munde Weiteres über „Herzeloydens herrliche Frucht,“ und *swer's niht geloubt* (glaubt,) *der sündet.*

Nach jahrelangem Umherirreu gelangt Parzival in stillem Walde zu einer neugezimmerten Klause. Dieselbe bewohnen

Sigun' und ihr Schionatulander,
Doch dieser lag im Grabe todt,
Sie trug am Sarg des Lebens Noth.

Nachdem beide unglückliche Verwandte einander erkannt, ergehen sie sich gegenseitig in Klagen über ihr herbes Schicksal: Sigune darüber, dass sie einsam ihr ganzes jammerreiches Leben freudlose Minne ihm geben müsse, der in ihrem Dienste wehrlich starb; Parzival, dass er ruhelos in der Welt umherirre, wol der reinen Condwiramur gedenke, es ihn aber immer zu höherem Ziele, zum — heiligen Gral jage. Solch Bekenntnis bewegt die Schmerzbeladene, ihren ganzen früheren Zorn von dem geliebten *niftel* zu nehmen und ihn auf die Spur nach Munsalvæsche zu weisen. Die schreckliche Kundrie *la sorciere* — so erzählt Sigune — versorge sie alle Samstag Nacht mit Speise vom heiligen Gral, von der sie die ganze Woche zehre. Vor kurzer Frist sei dieselbe wieder heimgeritten, er möge ihres Maulthieres Spur folgen, dann müsse er in die Gralburg gelangen. Freudigbangen Herzens betritt der von wildem Fluche ahasverusähnlich Umhergejagte den hoffnungsbedeckten Pfad. Wie aber jene Hufspuren, die ihm aus der geheimnisvollen Gralburg zum Wegweiser in die Aussenwelt wurden, allmählich im weichen Grase zerrannen, so entzogen sich die Spuren des Maulthieres ebenfalls nach und nach seinen suchenden Blicken, ohne ihm aus der Aussenwelt in die sehnlichst gesuchte Burg zum Ariadnefaden zu werden. Da tritt dem pfadsuchenden Parzival ein Ritter in stattlicher Templeisenrüstung entgegen und wehrt ihm das weitere Vordringen zu dem erwünschten Ziele; denn wer Munsalvæsche zu nahe reite, kämpfe entweder siegreich oder zahle solche Busse, *als man vor'm walde heizet tôt.* In ritterlichem Kampfe bettet Parzivals geübter Arm den starken Gegner mit wohlgezieltem Lanzenstosse in eine nahe Schlucht, in die „von des Schwungs Gewalt“ sein anstürmendes Ross in unfreiwilligem Todessprunge folgt. Ein überhängender Ast,

den der Reiter ergreift, rettet denselben vor dem gefährlichen Sturze in die Tiefe. Seltsamerweise war der besiegte Ritter unverletzt geblieben und konnte so eilfertigen Schrittes freudlose Kundschaft in die Gralburg tragen. Parzival eignet sich für sein Ross, das an den schroffen Felswänden zerschmetterte, dasjenige des Besiegten an, welches oben, in entgegengesetzter Richtung fortstürmend, im Zaumzeuge sich verwickelt hatte. Das Pferd mit der Turteltaube, dem Wappen des Gral, am Buge liess ihn von nun an der Welt als Templeisen erscheinen.

Nach wochenlangem Umherirren begegnet Parzival eines Morgens in schneebedecktem Walde einem sonderbaren Zuge, den er auf angehaltenem Rosse ehrerbietig begrüsst. Ein ergrauter Ritter samt seinem Weibe „klar und licht“ und seinen zwei schönen Töchtern ziehen in rauhbehaarter Kleidung, barfuss trotz der Kälte, des Weges vorüber. „Hündelein, Ritter und Knappen schreiten demüthig, nicht zu hehr, daneben hin.“ Der graubärtige Ritter macht dem weltlich gerüsteten Parzival in milden Worten verweisende Vorwürfe, dass er nicht der Sitte gemäss durch ungewappnetes, barfüssiges Einherschreiten die heiligen Tage ehre. Doch dieser entgegnet, er zähle weder Wochen noch Jahre, fremd sei ihm, wie man die Tage benenne:

„ich diende eim' der heizet got,
ê daz sô lasterlîchen spot
sîn gunst übr mich erhancte (verhängte):
mîn sin im nie gewancte
von dem mir helfe was gesaget:
nu ist sîn helfe an mir verzaget.“

In tiefernster und schlichter Weise erinnert der greise Ritter den Zweifelnden an die heilige Liebe des Gottes, den die Magd gebar; der in höchster Treue für

uns am Kreuze hing, worüber sich heute die im tiefen Leide befangene Welt billig freue: denn „*ez ist hiute der karfrîtac.*“ „Kränke nicht den Herrn, der heute, bar jeder Wehr, sein heilig Blut der sündigen Welt zur Sühne bot.“*) Weiter räth er dem Geharnischten, seiner Seelen Seligkeit zu gedenken, zu einem nahe wohnenden Klausner zu reiten und sich reuevoll seiner Sündenschuld lösen zu lassen. Speise und Trank, von des Ritters blühenden Töchtern geboten, lehnt Parzival ab; traurigen Gemüthes, in tiefes Nachsinnen versunken, reitet er von dannen. Zum ersten Male auf langer Irrfahrt kommt ihm der Gedanke an Hilfe von dem, der in seiner Allmacht, Weisheit und Güte die Welt erschaffen, sie erhält und regiert. Zum ersten Male will es ihn nicht Vermessenheit dünken, dass der höchste Gott einem armen Irrenden wie ihm auch den Jammer wenden könne. „Gottes Hilfetag“ ist heut’; Gott will er darum anheim stellen, ob er senden wolle, was ihn des Jammers ledig mache. Dem Rosse überlässt er Zaum und Zügel, und siehe da: es trägt seinen zagenden Reiter an einem dumpfmurmelnden Waldbache entlang

in Trevrezents Klause. — An heiliger Quelle, der *Fontane la salvâtsche*, fristete in einsamer Waldklause Trevrezent als Einsiedler bei karger Kost hartes Büsserleben. Bei ihm sollte Parzival erlangen, was des Eremiten Name besagt: den neuen Frieden. — Auch hier empfangen Vorwürfe wegen des unheiligen Waffentragens den „Mann der Sünde,“ als welchen Parzival sich einführt. Trevrezent geleitet das Pferd in wilden Marstall zum Labetrunk am heiligen Felsbrunnen; den Reiter nöthigt er in seiner Felsenklause zu glühenden Kohlen nieder, damit er die „waldmüden“ Glieder er-

*) Richard Wagner.

wärme. Den Harnisch lässt er mit bequemem Rocke tauschen. Vom frommen Wirthe erfährt der sündenbedrückte Gast, dass er über fünf Jahre „weisungslos“ in der Welt umhergeirrt sei. Unaufgefordert bekennt er reuevollen Sinnes, kein Auge habe ihn in all der Zeit in Münster noch Kirche gesehen; denn Gott, seiner Sorgen Born, hasse er, ihm zürne er. Nichts als Streiten habe er darum gesucht. Nach Weise eines Leibesarztes stellt der Seelenarzt in stiller Klause seinem sündenkranken Beichtkinde die Diagnose. Zu allernächst erforscht er den Ursprung des unheilvollen Zornes gegen den Höchsten. Dann „belehrt er ihn über Gottes Liebe und Barmherzigkeit; belehrt ihn, wie der Höchste in Adam Menschengestalt angenommen, und als durch ihn und Eva die Sünde über die Menschheit gekommen, er in der heiligen Jungfrau zum zweiten Male Mensch geworden und für die Erlösung von der Sünde menschlich gelitten habe und gestorben sei. Darum sei auch nichts so Reines in der Welt als die Jungfrau. Er warnt ihn vor der Hochfahrt, durch die Lucifer mit seinen Genossen zur Hölle gestürzt worden, erinnert ihn an Gottes Allwissenheit, der die geheimsten Gedanken erforsche, und mahnt ihn zur Demuth, Reue und Busse. Er eröffnet ihm ferner, wie der Gral, der Edelstein kostbarster Art, von den Templeisen gehütet werde, er dieselben köstlich speise, er erst den Engeln, die beim Kampfe zwischen Gott und Lucifer sich theilnahmlos gehalten, dann den edelsten Menschen, die er sich selbst wähle, zur Pflege anvertraut worden sei; wie an jedem Charfreitage eine Taube vom Himmel durch eine auf den Gral gelegte Oblate ihm die göttliche Kraft erhalte, Alles zu spenden, Speise und Trank des Paradieses, ewige Jugend, unsterbliches Leben. Nicht mit Gewalt lasse sich der Gral ertrotzen, sondern Demuth heilige zu ihm und seiner Gnadenwahl.“

Aus der Aehnlichkeit Parzivals mit dem Gralkönige Anfortas ergibt sich ungesucht im Laufe des weiteren Gespräches die Verwandtschaft zwischen Wirth und Gast: denn Trevrezent war der Sohn Frimutels, dessen übrige Kinder der sieche Anfortas, die keusche Gralträgerin *Repanse-de-Schoîe,* ferner Tschoisane, die Mutter der jammerbeladenen Sigune, und endlich Herzeloyde, die verblichene Mutter Parzivals, waren. Zugleich eröffnet der Oheim dem reuigen Neffen, dass seiner treuen Mutter der herbe Trennungsschmerz das Herz gebrochen; dass der von ihm getödtete „rothe Ritter" sein Oheim, der Schwestermann seines Vaters, gewesen sei. Erschütternd wirkt solche Kunde auf das ohnehin schon weiche Gemüth des Schwerbeladenen und macht den gelockerten Boden seines Herzens noch empfänglicher für die Samenkörner der Bussreden Trevrezents. Der kundige Oheim gibt dem geliebten Neffen weiteren Bericht über den jetzigen Gralkönig, den siechen Anfortas: „In solcher Jugend, mit der *minne îr strît hat,* war diesem die Gralkrone verliehen. „Amor" war sein Feldgeschrei, und der Ruf ist zur Demuth wenig nütze. Der heidnischen Königin Sekundille und der schönen Orgeluse widmete er ritterlichen Dienst. Im Kampfe für letztere erhielt er vom vergifteten Speere eines heimtückischen Ritters die unheilbare, grässliche Wunde. Vom Anblicke des Gral erhofften die Gralritter für den Schmerzgefolterten Hilfe; doch ihm ward Erlösung von seiner Qual weder durch Heilung noch durch schmerzstillenden Tod. Die Heilmittel der Hölle nicht, noch die des Paradieses endeten die Pein." „Der Gestirne Umlauf erhöhte die Qualen des Aermsten stets. Nur dadurch vermochte man Linderung derselben eintreten zu lassen, dass man die Lanzenspitze in die Wunde stach. Das Gift bildete dann an dem Eisen

einen glasigen Ueberzug, den man mit silbernen Messern wieder absprengte. Die blutige Lanze und die silbernen Messer hatte Parzival auf der Gralburg gesehen.“ „Nicht einmal durch Entsagung des Ritterlebens und Kasteiung seines Leibes als freudloser Klausner vermochte Trevrezent seinen Bruder mit den verletzten Satzungen des Gral auszusöhnen.“ Die Quelle der Heilung lag nämlich in Anfortas eignem Herzen. Reue und Busse waren die Vorbedingungen zur Vergebung des schweren Fehls und zur Vernichtung des Sündensoldes. Und als des siechen Königs schuldbeladenes Herz sich dieser Erkenntnis erschloss, da erschien am Gral jene Inschrift, die die Aussicht auf Hilfe wenigstens nicht gänzlich entrückte.

Trevrezent berichtet dem in ängstlicher Spannung Lauschenden weiter, es sei auch ein Ritter, ein „stumpfer Thor“, in der Gralburg erschienen, habe aber die verhängnisvolle Frage unterlassen und so neues Weh auf den König gehäuft.

Nachdem der Klausner und sein Gast das hungrige Ross mit Laub und Gras gesättigt, suchen sie unter kalter Schneedecke für sich Wurzeln und Kräuter zum kargen Mahle. Nicht länger vermag Parzival zurückzuhalten mit dem Geständnisse, er sei jener thörichte Ritter, der in Munsalvæsche das Fragen gemieden. Wol beklagt der Oheim solche Thorheit bitter, doch zeigt er dem geliebten Neffen auch den Weg durch Reue und Busse zu neuer Gnade. Vierzehn Tage weilte Parzival mit Lernen und Ueben dereinst bei seinem geistigen Vater Gurnemanz und zog als Neugewordener in die weite Welt; vierzehn Tage verweilt er jetzt mit Beten und Fasten bei seinem geistlichen Vater Trevrezent und geht als ein Neugeborener aus stiller Klause. Mit der Mahnung, Frauen und Priester zu ehren, entlässt der Beichtvater sein heilsuchendes Beichtkind.

Auf neuer Irrfahrt. —

Ez naeht (naht) nu wilden mæren,
diu fröuden kunnen læren (leeren)
und diu hôchgemüete bringent:
mit den bêdén sie ringent.

Der „auserkorne“ Held dieser *wilden mæren*, Gawan, der Verpflichtung zum Zweikampfe in Folge erwiesener Unschuld enthoben, zieht gelöbnistreu in die Welt, den heiligen Gral zu suchen. Auf solcher Ritterfahrt trifft er an einem Orte, wo ein *brunne ûzem velse schôz, die clâre frouwen* Orgeluse, der einst Anfortas unheilbergende weltliche Minne darbrachte; in deren Netze Parzival in keuscher Gattentreue sich allerdings nicht locken liess, die aber dem *wâren minnære Gâwân fröude und herzen pîn wurde.* „Beide Charaktere bieten sich sogleich bei ihrem ersten Begegnen die Spitze und setzen Caprice gegen Caprice.“ Schnöde Antworten auf seine Fragen hindern Gawan nicht, ihr als *sîner frouwen* nach Ritterweise zu folgen. Nachdem sie ihn auf langer Tagesfahrt genugsam übermüthig behandelt, entfernt sie sich auch noch während seines Zweikampfes mit einem ihrer Ritter spottlustig über ein weites Wasser auf eine Insel, von der aus einer stattlichen, festen Burg mehr als vierhundert schöne Frauen, darunter vier edle Königinnen, dem Tjost zusehen. Der Sieger Gawan folgt dem *wîp, daz mit clârheit süeze waz.* Sein Fährmann und dessen sittiges Töchterlein werden ihm für die hereinbrechende Nacht freundliche Wirthsleute.

In der Frühe des neuen Tages gewahrt Gawan wieder die edlen Frauen im sicheren Schlosse. Durch eindringliches Bitten vermag er endlich seines Wirthes weinendes Töchterlein und den besorgten Alten, ihm mitzutheilen, wie der Zauberer Klinschor in der Burg Schatelmarweil (Château merveille, Schloss der Wunder)

Jungfrauen und Königinnen böswillig gefangen halte, die der erlösen könne, welcher das Abenteuer mit dem Wunderbette bestehe. Beiläufig bemerkt der redselige Fährmann, er habe gestern einen stattlichen Ritter (Parzival) übergefahren, der ihm fürstlich gelohnt, nach dem Zauberschlosse aber nicht gefragt habe.

Ungesäumt begibt sich Gawan, von herzlichen Segenswünschen seines sorgenvollen Wirthes begleitet, ritterlich gerüstet in das verzauberte Schloss. Durch einen architektonisch überreich geschmückten Saal gelangt er in ein Gemach, worin über spiegelglattem, mit Edelsteinen getäfeltem Estrich auf vier rubinenen Scheiben das Wunderbett vor ihm zurück weicht. Durch glücklichen Sprung gelangt er in dasselbe: unter sinnbetäubendem Getöse prallt es in rasender Eile gegen die vier Wände. Endlich bleibt es stehen; da schleudern unheimliche höllische Mächte mit fünfhundert Wurfschwingen harte Wassersteine auf ihn; aus fünfhundert Armbrüsten regnet es darauf nach ihm mehr spitze Pfeile, als ein Maulthier zu tragen vermag. Auch dann, als ein ungeschlachter Bauer, mit riesiger Keule bewaffnet, hereintritt und einen mächtigen, gewaltig brüllenden Löwen auf den „unsanft gebetteten“ Helden loslässt, kann dieser noch immer das Fürchten nicht lernen. Nach harten Kämpfen streckt er mit kräftigen Streichen den neuen blutgierigen Angreifer todt nieder; er selber aber sinkt auch bewusstlos auf den mannhaft überwundenen Feind. Doch kommen nun die erlösten Frauen und pflegen dankbar ihren wunden Retter. Wieviel freudiger noch würden sie es gethan haben, hätten sie schon jetzt erfahren, dass er vieren von ihnen ein nächster Anverwandter war! Eine von ihnen, Arnive, war König Artus' lange vergeblich gesuchte Mutter und Gawans Grossmutter; eine andere, ihre Tochter Sangive, war

die Mutter Gawans; weitere zwei, Kundrie und Itonje, seine Schwestern.

So stark Gawan sich auch in blutigem Kampfe erweisen mag, gegen *frou minne* ist er ein hilfloser Mann. Minnenoth lässt ihn auch jetzt nicht lange ruhen; er springt vom Lager, um sich im Schlosse umzusehen. Auf hohem Warthause steht eine prächtige Säule, in der sich alles abspiegelt, was sechs Meilen in der Runde vorgeht. In ihr gewahrt er seine Herzenskönigin Orgeluse in Begleitung eines Ritters. Von Eifersucht und Rache beseelt, eilt er hin und besiegt diesen. Orgeluse hat für ihn nur neuen Hohn. Doch verheisst sie ihm Minnedank, falls er ihr einen Zweig von einem bestimmten Baume ihres Todfeindes, des Mörders ihres Geliebten, bringe. Ohne Besinnen eilt Gawan sofort hin und bricht den *kranz*. Da tritt ihm Gramoflanz, der Eigenthümer des Baumes, entgegen. In übermüthiger Prahlsucht verschmäht er den Kampf mit dem winzigen Diebe, da er gewohnt sei, stets mit zweien zugleich zu fechten. Nur mit dem Bruder von Itonje, der Frau, welche er liebe, mit Gawan, wolle er einzeln kämpfen, da dessen Vater den seinigen erschlagen habe. Gawan gibt sich zu erkennen und bestimmt mit Gramoflanz den sechzehnten Tag als den des Zweikampfes, der vor der gesammten Tafelrunde des Ritterkönigs Artus statthaben solle.

Orgeluse empfängt ihren treuen Ritter jetzt auf's herzlichste, fussfällig bittet sie ihn thränenden Auges um Verzeihung: sie habe ihn nur zum Kampfe mit Gramoflanz vermögen wollen. Viele Ritter habe sie um Sold und Minnelohn deswegen schon geworben; „auch einem

> bôt ich lant unt mînen lîp:
> er sprach, er hete ein schœner wîp,
> und diu im lieber wære.

ich vrâgęte, wer diu möhte sîn.“
„ „von Pelrapeir' die künegîn,
sus ist genannt diu licht gemâl:
sô heize ich selbe Parzivâl.
ich'n wil iuwer minne niht:
der grâl mir anders kumbers giht.“ “

Nach fröhlichem Feste auf Klinschors Zauberschlosse halten Gawan und Orgeluse nun heimlich Beilager. Nur des Fährmanns holdes Töchterlein und Grossmütterchen Arnive wissen darum. Von Letzterer erfährt Gawan jetzt auch, was für eine Bewandtnis es mit Klinschor und seinem Zauberschlosse habe. Der Herzog von Capua, Klinschor, ein Neffe des Zauberers Virgil von Neapel, hatte in Folge eigenartig unglücklicher Liebe glühenden Hass gegen die ganze Menschheit gefasst. Nachdem er in der Stadt *Persida* die unheilvolle Zauberkunst erlernt, raubte er aus aller Welt Enden Christen und Heiden, Ritter und Frauen und hielt sie auf seiner Zauberburg gefangen. Gawan war durch muthvolles Bestehen des Abenteuers mit dem Wunderbette Herr der Burg und ihrer unfreiwilligen Insassen geworden.

Auf Gawans Bitten war König Artus mit seinem Hofe herbeigekommen, um Zeuge des verabredeten Zweikampfes mit Gramoflanz zu sein. Gawan, der seine Verwandtschaft den Frauen nun nicht länger verheimlicht, führt unter allgemeiner freudiger Rührung dem Ritterkönige die lange vermisste, alte Mutter in die Arme. — Darauf entbietet Gawan Gramoflanz zum Zweikampfe. Er selber erprobt am Morgen lustreitend ausserhalb des Lagers, ob seine kaum vernarbten Wunden ihm im Tjoste nicht mehr hinderlich werden könnten. An rauschendem Flusse stösst er auf einen stattlichen Ritter.

Von dem selben werden manne
Mugt ir wol ê hân vernomen:
an den réhten stam diz mære ist komen.

Die kräftige Lanze dieses vom Scheitel bis zur Zehe roth gewappneten Ritters, der einem einzelnen Streiter den Widerstand eines ganzen Heeres immer entgegen zu setzen schien, soll die Riesenkraft des Siegers im Wunderbette zerschellen. Gawan wähnt, seinen Gegner Gramoflanz in dem Unbekannten vor sich zu haben, und jagt auf stampfendem Rosse mit eingelegter Lanze *hurtecliche* (hurtiglich) *zum scharpfen* (scharfen) *strîte* gegen ihn.

Jetzt die Schwerter schnell gezückt
Und der Schilde Rand zerstückt!
Grünes Gras mit Scherben
Sah man vermischt den Boden färben.

Hofleute des Artus kamen eben rechtzeitig genug, den übel zugerichteten Gawan vor nahem schmachvollen Unterliegen durch klagenden Ruf seines Namens zu retten. Urplötzlich lässt beim Ertönen desselben der mächtige Rothe vom Streite ab und gibt sich als Parzival zu erkennen. Entkräftet durch den harten Kampf, aber doch freudig bewegt, von diesem Gegner besiegt zu sein, bricht Gawan erbleichend im Grase zusammen.

Artus und sein Hof sind während dessen auf dem Kampfplatze erschienen und leisten dem Ohnmächtigen Hilfe. Alle ziehen heim in Artus' Lager. Der in Bälde zu Kräften gekommene Gawan ehrt seinen wiedergefundenen Vetter und Freund an Artus' Tafel mit besonderen Aufmerksamkeiten. Durch Artus' Willen sitzt Parzival von nun an

wieder an der Tafelrunde. — In der Frühe des andern Morgens reitet Gramoflanz in heisser Kampfbegier auf den Plan, wo er Parzival, der sich heimlich hinausgestohlen, antrifft. Obwol Gramoflanz zweimal bereits es abgeschlagen, mit Parzival statt mit Gawan zu kämpfen, rennen sie jetzt doch wortlos ohne Zagen gegen einander. Als Gawan und Artus erscheinen, ist

der übermütige Gramoflanz von Parzival fast besiegt. Nachdem die Streitenden getrennt, verschiebt Gawan grossmüthig seinen Kampf mit dem jetzt erschöpften Feinde auf den andern Tag. Unterdessen macht ein Liebesbrief des Gramoflanz an seine Geliebte Itonje, die er bis dahin nie gesehen, dieser mit Entsetzen klar, dass Bruder und Geliebter mit einander auf Tod und Leben streiten wollen. Ihr angstvolles Bitten bestimmt Artus, Gramoflanz mit Gawan und selbst mit der stolzen Orgeluse zu versöhnen, die nun ihrem früheren Todfeinde, wenn auch thränenden Auges, den Sühnekuss gibt. Artus bedient sich darauf seines ritterköniglichen Vorrechtes, unter freudevollen Festklängen Damen und Ritter seines Hofes zu vermählen, wobei selbst die ältliche Sangive, Gawans Mutter, nicht ohne neuen Gemahl ausgeht; denn „wie ungalant auch die Lehre von der Addition sein mag, die Sage ist nicht so ungalant, ihren Heldinnen das Alter nachzurechnen. In der griechischen Sage ist Helena ewig jung und schön und ebenso Kriemhild in der deutschen. Die Heldendichtung kümmert sich nicht mehr als die Sage um Geburtsscheine und Jahreszahlen."

Parzival fühlt den Trennungsschmerz von seiner holden Gemahlin bei den allseitigen Minnefreuden nur um so tiefer.

„Got wil mîner fröude niht;
ich pin trûrens unerlôst.
got gebe fröude al disen scharn:
ich wil ûz disen fröuden varn."

Vor Morgengrauen reitet er wohlgerüstet heimlich wieder in die öde Weite.

Im Kampfe mit Feirefiz. — Auf einsamer Waldlichtung, unfern eines Seehafens, trifft der freudenflüchtige Parzival einen herrlich gerüsteten Ritter. „Sein glänzend weisser Waffenrock ist von Salamandern im

heissen Feuer gewirkt; Steine, dunkel und licht, Kraft und Muth verleihend, liegen darauf. Auf dem Helm trägt er das Thierlein *Eridämon*, dessen Geruch alle giftigen Schlangen tödtete. Mit dem theuersten Seidenzeuge ist sein Ross gedeckt. Sein Schild, gleichfalls reich besteint, ist von dem Holze *Aspinde*, das weder fault noch brennt.“ Mit fünfundzwanzig verschiedenzungigen Heeren und grosser Zahl schöner Frauen ist er auf kostbaren Schiffen über's Meer aus heissem Heidenlande der Inder gekommen. Die einander Unbekannten rennen sich mit eingelegter Lanze an und kämpfen so mächtiglich, dass sie

einen Wald verthun von Speeren.

Dreierlei facht jedem der beiden während des Tjostes immer frischen Muth an, dem einen sein Vertrauen auf Gott, seine Treue zum heiligen Gral und seine Liebe zur Gemahlin; dem andern seine Edelsteine, sein Schild von *Aspinde* und seine Liebe zur Königin von Sekundille. Dem Speerkampfe folgt zu Fusse ein hartnäckiges Schwertgefecht.

Dô sprungen (des ich wæne)
von des héidens schilde spæne,
etslîcher (ettlicher) hundert marke wert.

Aber wacker wechselt der Fremde jeden empfangenen Hieb vollgültig gegen gleich wuchtigen aus. Schon wollen dem wehrlichen Parzival die Kräfte schwinden, als er mit dem Rufe „Condwiramur“ gewaltigen Streich auf des Gegners Haupt sendet, der diesen taumelnd in die Kniee sinken lässt. Am harten Helm des Heiden zerstückt klirrend das Schwert des trefflichen Helden. Erschöpft ruhen beide im Grase aus, und grossmüthig wirft der Fremde sein unverletztes Schwert weit in den Wald, sich so seines Vortheiles im weiteren Kampfe

freiwillig begebend. Da forschen die hochherzigen Kämpen gegenseitig nach Namen, Sippe und Heimat. *Feirefiz Anschewein* nennt sich der Fremde.

„Wâ von sît ir ein Anschevîn?
Anschouwę ist von erbe mîn,
bürge, lant unde stete.
hêrre, ir sult durch mîne bete
ein andern namen kiesen.

Nur noch einer dieses Namens weilt unter den Lebenden, nnd nur derjenige ist dieser mein Bruder, der elsternfarbnen Gesichtes ist.“

Den bergenden Helm lüftet der Fremde, und:

In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.

Rühmend reden darauf beide Recken vom herrlichen Vater. Der wie sein Halbbruder mutterlose Feirefiz erfährt erst hier Gahmurets ritterliches Ende. Mit dem unverhofft gefundenen Bruder reitet Parzival zurück an Artus' Hof, wo man bereits durch die Säule auf *Schatel marveil* Kunde von beider kühnem Kampfe bekommen. — Nicht geringe Verwunderung erregt bei Rittern und Frauen Feirefiz' orientalisch reiche Pracht. König Artus ehrt den tapfern Bruder des gefürchtetsten Helden seiner Tafelrunde durch Einreihung desselben in die weitgepriesene Schaar der Zwölferschaft. Der Kreis holder Frauen — „den Frauen war sein Herz nie gram“ — verkürzt dem neuen Ritter der Tafelrunde unter höfischen Gesprächen die Zeit des veranstalteten fröhlichen Festmahles.

Parzival wird Gralkönig. — Da naht auf kostbar gezäumtem Thiere „in sanfter Gangart“ Kundrie *la sorcier*, die königlich geschmückte, hässliche Gralbotin.

Zierlich grüssend neigt sie ihr Haupt vor Artus und bittet ihn — *en franzoys was ir sprâche* — um Verzeihung wegen der einem Ritter seiner Tafelrunde einst angethanen Schmach. Sodann lenkt sie zu Parzival, springt aus dem Sattel und wirbt weinend um huldvollen Gruss von seinen Lippen.

„Ôwol dich, Gahmuretes sun (Sohn)!
got wil genâde an dir nu tuon.
wol dich des hôhen teiles,
du krône menschen heiles!
daz epitafjum (die Inschrift) ist gelesen:
du solt des grâles hêrre wesen!

Wâ wart an sældn (Heil) ie dîn genôz, der du gar bald durch Frage deines Mundes grossen Jammer dem seufzenden Anfortas wendest; der du dein holdes Gemahl und deine Zwillingsknaben Loherangrin und Kardeiz, die dir Condwiramur während deiner Ritterfahrt gebar, in kurzer Zeit an treue Mannesbrust drückst; der du die heilige Krone des Gral dereinst auf Loherangrin, deine weltlichen Kronen auf Kardeiz vererben wirst."

Der tapfere Parzival ist überwältigt durch solch' beglückende Kunde:

Vor Freud' aus seinen Augen bricht
Wasser aus des Herzens Bronnen.

Auch Orgeluse weint Freudenthränen, weil der, welcher einst ihre dargebotene Minne verschmäht, die grässliche Wunde dem heilen soll, der unselig-kämpfend vormals darum warb.

Die schreckliche Freudenbotin aus der heiligen Gralburg will ihrem baldigen Gebieter selber Begleiterin zu Anfortas sein. Auf ihr Geheiss an Parzival, einen ritterlichen Genossen zu solcher Fahrt zu küren, bittet

dieser in brüderlicher Treue den schwarzweissen Feirefiz darum.

Abend ist's, als die drei glücklichen Reisegefährten in den Bereich des heiligen Gral gelangen. Festlich gewappnet erwarten Templeisen am Waldessaume den neuen Hüter des Heiles, ins heilige Haus ihn zu geleiten.

Unter folternden Qualen seufzt auf kostbarem Schmerzenslager Anfortas nach „der Sünde mildester Sühne, dem Tode."

„Tod! — Sterben! —
Einzige Gnade!
Die schreckliche Wunde, das Gift ersterbe,
Dass es zernagt, erstarre das Herz!" *)

Die kostbaren Edelsteine ohne Zahl an den Pfosten seines Bettes vermögen dem sündigen Hüter den Schmerz der fressenden Wunde nicht zu wenden. Und wenn die Schatten des Todes den Unseligen schon umnachten, ist es ihm in seiner Schwäche immer wieder unmöglich, auf die Dauer den Anblick des Leben spendenden Gral zu meiden: so „musst' er immer wieder ins Leben zurück."

Da naht in Parzival endlich Erlösung von solch' unsäglichem Leiden. „Ritter, grau von Haar, Knappen und edle Kinde" geleiten denselben in den Saal. Dreimal wirft er sich im stummen Anbeten der heiligen Dreieinigkeit vor dem Gral auf das Antlitz, und dann stellt er die verhängnisvolle Frage:

„Óeheim, waz wirret (fehlt) dir?"

In überirdischem Glanze erstrahlt da plötzlich Anfortas, und

---

*) Richard Wagner.

der durh sánt Silvestern einen stier
von tôde lébendec dán (von dannen) hiez gên,*)
unt der Lázarúm bat ũf stên,
der selbe half daz Anfortas
wart gesunt unt wol genas. —

Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr hatte in züchtiger Gattentreue Condwiramur voll sehnsüchtiger Liebe die Heimkehr ihres Gemahls erhofft. Nie hatte Parzivals Auge vaterfreudig auf seinen Zwillingssöhnen ruhen können, auf seinen Söhnen, deren Auge ihrer Mutter ein täglicher Spiegel war, das liebe Bild des ritterlichen Vaters immer wieder darin zu schauen. Fünf bange, lange Jahre waren der einsam Trauernden träge entrückt, da duldete es sie nicht mehr im gattenöden Heim. In die Weite zieht sie unter Hut schützender Reisigen, den Mann ihres Sehnens zu finden. Vor Parzivals Ohr kam Kunde von der Treuen Beginnen, als er eben durch Gottes eigenste Wahl Herr und Gebieter des Gral geworden. In königlichem Schmucke zieht er da der minniglichen Frau seines Herzens entgegen. Unterwegs spricht er vor in des frommen Trevrezents einsamer Klause. Beglückt vernimmt der Alte an heiliger Quelle die neue Wendung der Geschicke. Segnend legt er seine zitternden Hände auf das blondgelockte Haupt des geliebten Neffen.

Auf der Weiterfahrt findet Parzival Condwiramur an derselben Stätte, an der er einst durch die drei

---

*) „In der Legende von St.-Silvester wird erzählt, dass ein Jude, mit dem Silvester um den Glauben vor Constantin streitet, einen Stier, dem er seines Gottes Namen ins Ohr flüstert, todt hinwirft, Silvester aber, was der Jude nicht vermag, ihn durch Anrufung Christi zum Leben erweckt.“ K. Bartsch.

Blutstropfen im Schnee so lebhaft an sie erinnert wurde. Da

— umbevienc sie Parzivâl:
man sagte mir, sie kusten sich.
sie sprach „mir hât gelücke dich
gesendet, herzen fröude mîn.“
sie bat in willekomen sîn:
„nu solde ich zürnen: i'ne mac (ich vermag's nicht).
gêrt sî diu wîle unt dirre (dieser) tac,
der mír brâht' dísen umbevanc,
dâ von mîn trûren wirdet kranc.
ich hân nu des mîn herze gert:
sorge ist an mir vil ungewert.“

Vaterfreudig herzt und küsst Parzival dann die nie gesehenen Söhne. Nach den Wonnestunden des Wiedersehens lässt er seinen jüngsten Sohn Kardeiz zum Könige seiner weltlichen Erblande krönen. Mit dem älteren Loherangrin und seiner Gemahlin zieht er nach Munsalvæsche. Unterwegs lenken sie zur stillen Schmerzensklause Sigunens. Auf den Knieen liegt das bräutliche Weib todt über dem Sarge ihres geliebten Schionatulander. Unter Wehklagen bettet der neue König des Gral seine bis über den Tod getreue Base neben ihren *gebalsamten* Gemahl in dessen kostbaren Sarg.

Spät in der Nacht kann so auf der Gralburg erst der festliche Empfang der Gemahlin des Gralkönigs statt haben. Ihr zu Ehren wird alsdann ein feierliches Gralfest in derselben Weise wie jenes bei Parzivals erstmaliger Anwesenheit begangen, nur dass er jetzt König ist und Alles unter Freuden verläuft.

Feirefiz, der Heide, vermag den Gral nicht zu schauen, er erblickt nur das seidene Kissen, auf dem *Repanse-de-Schoîe* ihn trägt. Desto heller strahlt aber der keuschen Gralträgerin Schönheit in sein Herz, so hell, dass der Schein ihres Antlitzes das Bild der Königin

von Sekundille ihm verdunkelt. Nach der Taufe verlangt er, um mit diesem Segen zugleich Repanse zu empfangen. Bei der Tauffeierlichkeit füllt der Gral die vorgehaltene Taufschüssel selber mit Wasser. Als Christ vermag nun Feirefiz das heilige Gefäss zu erblicken. Mit Repanse vermählt, zieht er mit dieser heim in sein Königreich Indien, wo die Königin Sekundille während seiner Abwesenheit gestorben. Das christliche Königspaar, sowie später ihr Sohn, der Priester Johannes, breiten im Morgenlande unter ihren heidnischen Völkern die heilige Lehre des Heilandes nach Kräften aus.

Loherangrin. — Wenn eine Inschrift am Gral früher das Fragen heischte, so erschien bei Feirefiz' Taufe eine andere entgegengesetzten Inhaltes: Wer vom Gral fremdem Lande zum Retter gesendet, solle sogleich zurückkehren, sobald eine Frage nach Name und Herkunft an ihn gerichtet würde.

In jungfräulicher Schönheit herrschte einst in Brabant eine Königin, die „in reinem Wandel vor dem Herrn jeden Mann verschwur, den ihr Gott nicht zugesendet." Da trägt ihr ein Schifflein, vom Schwan gezogen, den edlen, anmuthsvollen Loherangrin, den zum Manne gereiften Erben des Gral, herbei. Sie empfängt ihn als ihren Gemahl. Vor allem Volke untersagt er der Fürstin, ihn je nach Herkunft und Heimat zu fragen. Mit Ruhm und Kraft herrscht er über das weite Brabant; „liebliche Nachkommenschaft gewann er in glücklicher Ehe." Allein dies Glück sollte ein jähes Ende erfahren: „Ihr Fragen ihn vertrieb." Im zierlichen Schiffe entführte ihn wieder sein treuer Schwan auf unbekanntem Wege zur Pflege des heiligen Gral. Als Andenken blieben seiner trauernden Gemahlin *ein swert, ein horn, ein vingerlîn* (Ringlein). —

3. Zur Kritik.

Composition. —

Das Grösste ist's, was je geschrieben,
Was jemals Menschengeist erdacht,
Ich muss ihn hassen oder lieben
Den Einen, der dies Buch gemacht.
Aus diesem Liede tönt ein Schmettern
Wie Schlachtruf und Drommetenklang,
Mich trifft's aus den geschrieb'nen Lettern
Wie Lanzenstich im Fehdegang.

(Julius Wolff, Tannhäuser.)

Wenn in einem poetischen Erzeugnisse in nicht weniger als fast **25 000** Versen eine auf circa **800** sich belaufende Nomenclatur enthalten ist und **300** Personen namentliche Erwähnung finden, während rund **50** handelnd auftreten, so ist nur ein gründlich durchgebildetes Genie im Stande, Composition solcher Dichtung mit Grossartigkeit der Anlage in Einklang zu bringen. Wolframs Bildung war nicht tiefgehend genug, um einer solchen Riesenaufgabe in allen Beziehungen völlig gewachsen zu sein.

Er hat sich dieselbe dadurch noch schwieriger gemacht, dass er, seinem Vorbilde gemäss, zwei Sagen ganz verschiedener Idee künstlerisch zu einem innerlich einheitlichen Ganzen zu gestalten suchte: die Parzival- und die Gralsage. Erstere erhebt sich auf dem Gegensatze zwischen glänzender *rîterschaft* und *dörperlîcher tumpheit.* Ein naheliegender, dankbarer Stoff war es für eine dichterische Natur, an die Stätte des Inbegriffs höchster höfischer Zucht und Sitte, an Artus' Tafelrunde, ein einfaches, schlichtes Naturkind zu führen. Ein weltgewandter Artusritter und ein knabenhafter Simplex, welch ein Contrast, welch ein Springbronnen für Schilderungen erfrischender

und ergötzlicher Scenen! Haben doch auch Dichter späterer und neuester Zeit noch gern ähnliche oder verwandte Stoffe zum Vorwurfe von Erzählungen gewählt. Aus dem Gebiete der deutschen Literatur erinnern wir nur an *Hans Folz: Ein Spil von Konig Salomon und Markolfo*, an *Hans Sachs: Der pawrenknecht mit der nebelkappen*, an *Christoph von Grimmelshausen: Der Abentheuerliche Simplicissimus*, an *Ein spil von einem keiser und eim apt*, das uns durch Bürgers Gedicht wieder nahe gerückt ist, an *Berthold Auerbach: Auf der Höhe*, an *Fritz Reuter: Reis' nah Belligen* etc. Gerade im Mittelalter waren die sogenannten „Dummlingsmärchen" besonders beliebt. Der Gralsage aber lag eine weit erhabenere Idee zu Grunde, als solchen vornämlich auf blosse Unterhaltung berechneten Dichtungen. Zur Erreichung festgefügter Einheit war es geradezu gefährlich, zwei Sagen so heterogenen Inhaltes, wie sie Wolframs Parzival enthält, miteinander zu verschmelzen. Wolfram hat das Wagnis unternommen und hat sich der daraus entspringenden Gefahr nicht gewachsen gezeigt. Es will fast scheinen, als habe der grosse mittelalterliche Dichter nach jeder Gelegenheit gehascht, die ihm seine Aufgabe immer noch schwieriger gestalten konnte. Hat er doch auch die Gawanepisode in das Gedicht verwoben, die überlange Vorgeschichte seines Helden vorangestellt und dem Ganzen schliesslich noch die Lohengrinsage angeknüpft. Und doch durchzieht ein tiefsinniger Plan seinen Parzival. Die Idee dieser „romantischen Epopöe, der ersten grossen That deutscher Idealistik," ist der innere Mensch in seinem Streben, Ringen, Kämpfen nach dem Einen, was noth thut. Der uralte Ktreit in der Seele des Menschen zwischen Licht und Finsternis, zwischen Demuth und Hochmuth, zwischen Gottesfrieden und Weltlust, dessen sieghafte Vollendung

die Erlösung krönt: das ist der Grundgedanke dieser psychologischen Dichtung.

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,

so könnte der Parzival mit Recht überschrieben werden. *Tumpheit, zwîvel, sælde* sind die drei Kernpunkte, um welche die geistige Entwickelung des Helden, wol in einzelne Gebilde, aber doch zu einem Ganzen krystallisirt.

Ein ritterlicher Vater zeugt Parzival zu Lust und Kraft des Lebens, zu sinnigem Erfassen desselben erzieht ihn im einsamen Walde eine liebevolle, trauernde Mutter. Zwei Seelen kämpfen darum später in seiner Brust; die eine, die in der Gralsage tiefsinnigen Ausdruck findet, will sich von der anderen trennen, welcher die Sage von Artus und der Tafelrunde typische Darstellung ist.

Wenn auch Wolframs absprechenden Kritikern zugegeben werden muss, Vorgeschichte und Epilog seien Zeugen wider Wolframs episches Talent, so ist doch auch nicht zu leugnen, dass die Vorgeschichte in meisterhafter Weise die Bedingungen zu dem Handeln des später auftretenden Helden darlegt. Das unstäte, rittermuthige Wesen des Vaters, den liebevolle Frauenarme nicht von Turnier und Kampf zu trennen vermögen; die gemüthvolle Mutter, eine jener Frauen, welche vom heiligen Gral „als Same gestreut in die Lande“: sie sind beide Personifikationen der sich bekämpfenden Mächte, welche sie ihrem Kinde ungewollt vererben.

Die tiefe Witwentrauer rechtfertigt, dass sich Herzeloyde in entsagendem Schmerze von dem geschäftigen, fröhlichen Treiben der Welt zurückzieht.

Mit den Pinselstrichen eines gottbegnadeten Meisters zeichnet der Dichter darauf die Erziehung des Helden in stiller Waldeinsamkeit. In solcher Weise empfangene

Jugendeindrücke geben Erklärung für Parzivals späteres Handeln beim Eintritt in das Getriebe der Welt.

Die Absicht, anschaulich zu erzählen, wie Parzival die mütterlichen Lehren wörtlich befolgt, wird dem Dichter hie und da Ursache zum Erfinden von Thaten hyperbolischen Charakters. Dadurch weiss Wolfram aber dem Leser mit pädagogischem Erzähltalente unauslöschlich die unschuldige Einfalt eines thatendurstigen Jünglingsherzens inmitten der nackten Wirklichkeit zu schildern.

Wie die Mimose schon beim leisesten Berühren ängstlich ihre Blättchen schliesst und die zarten Blattstiele senkt, so auch zieht sich der jugendliche Schwärmer Parzival bei der ersten Enttäuschung, die seiner idealistischen Vorstellung vom Ritterleben durch reale Erfahrung an Artus' Hofe wird, scheu in sich selbst zurück.

Ein unzart angefasstes, schwärmerisches Jünglingsherz legt sich gern an eine erfahrungsreiche, wohlwollende Mannesbrust. So ist die Belehrung unsers jungen Helden durch den erfahrenen Gurnemanz auch psychologisch nicht unbegründet. Der weise Alte verschwendet seine Lehren nicht an einen Unwürdigen: gar bald setzt sich das aufgenommene Wort bei dem gelehrigen Schüler zur That um; denn die Befreiung Condwiramurs von Bedrängnissen ihrer Feinde ist die erste wahrhaft ritterliche That Parzivals.

Das thatenlose Verweilen der Ritter bei der Gattin, das „Verliegen," war zu Wolframs Zeit nicht weniger missachtet wie in jetziger das Meiden der Häuslichkeit. Und darum kann die neue Ausfahrt des Helden im Lichte seiner Zeit keinen Anstoss erregen, zumal zwei Gründe Parzival dazu bewegen: Aufsuchen der verlassenen Mutter und Turnierkämpfe zu Ehren der Gemahlin.

Die unterlassene Frage in der Gralburg motivirt der Dichter mit der Meinung Parzivals, er müsse Gahmurets Lehre: *„ir ensult niht vil gevrâgen!“* wörtlich befolgen. Bewusst oder unbewusst dürfte Wolfram auch vorgeschwebt haben, was dem Literaturhistoriker Gervinus Motiv ist: „Parzival war in minnigen Gefühlen, die sich seiner mit der ganzen Unschuld der unverdorbenen Jugend bemächtigen, in sich zurückgescheucht und verträumt so das Glück, das ihm auf der Gralburg bereitet war.“ — Als Parzival Gewissheit wird, was er Alles verscherzt, da bemächtigt sich seiner unendliches Sehnen nach dem verlorenen Paradiese. Und als Kundrie ihm gar flucht, da kommen Zweifel an Gott und Welt in sein bis dahin argloses junges Herz. Als Motiv zu dieser Sinnesänderung des Helden ist die grausige Fluchscene an Artus' Tafelrunde, so wenig gerechtfertigt sie auch sonst ist, geradezu meisterhaft. Ein stürmisches Jünglingsherz lässt sich so leicht seine Ideale nicht rauben; wenn sich aber die eisige Hand der Verachtung und Verhöhnung auf ein solch' lebenswarmes Herz legt; wenn es der Schuld geziehen wird, wo es im Bewusstsein rechtlichen Wollens gehandelt: dann schwindet ihm auch für den letzten Rettungsanker jeglicher Boden.

Selbst einer der schwerwiegendsten ungünstigen Kritiker Wolframs, H. Kurz, weiss zum Lobe der Scenen zu reden, in denen Parzival vor den schillernden Abenteuern Gawans zurücktritt. Er sagt: „Im ganzen Parzival erscheint aber eine einzige Thatsache, welche von epischem Talente zeugt; es ist die, dass der Held des Gedichts auch in denjenigen Abschnitten immer hervorblickt und die Aufmerksamkeit auf sich zieht, in welchen Gawans Abenteuer erzählt werden, so dass das Interesse für den Helden stets rege bleibt, ja durch dieses geheimnisvolle Hervortauchen noch mehr gesteigert wird. Die Anwendung

dieses an sich einfachen, aber doch höchst wirkungsvollen Kunstmittels ist um so höher anzuschlagen, als die übrigen höfischen Dichter auch nicht einmal dieses kennen und anwenden.“*) Und Vilmar sagt: „Ein leicht abzuschöpfender Genuss wird uns in Wolframs Parzival allerdings nicht dargeboten; das Gedicht will nicht ein, sondern mehrere Male gelesen sein, um im Ganzen (denn zahlreiche Einzelheiten sprechen auf den ersten Anblick theils durch ihre Zartheit, theils durch ihre Kraft und Tiefe an) geliebt und bewundert werden zu können. Bei dem ersten oder überhaupt bei einem oberflächlichen Lesen stört uns die scheinbar allzugrosse Masse des Stoffs, die Unzahl von Personen und Begebenheiten, welche Wolfram in diejenigen Stücke eingefügt hat, die zur Darstellung des Glanzes weltlicher Ritterschaft — die Abenteuer Gawans — bestimmt sind; ja die Länge dieser Abschnitte will zum ersten Male fast ermüdend scheinen. Bei genauerem Eingehen auf Plan und Zweck dieser Dichtung wird sich dieses anfängliche Missbehagen verlieren — es kam in diesen Abschnitten eben darauf an, die bunte Mannigfaltigkeit, das Gewühl und Gewirr des weltlichen Lebens zur vollen Erscheinung zu bringen: die helle, bewusste, praktische Sicherheit der Helden des Weltlebens, welche sich bei jedem Schritte gehemmt und in neue Schwierigkeiten verstrickt sehen, dennoch aber ihr Geschick, ihre nur dem nächsten Gegenstande, aber mit sicherem Blicke und klarer Entschiedenheit zugewandte Tüchtigkeit durch Besiegung dieser Hindernisse bewähren — diese dem Weltleben so eigens und so allgemein angehörenden Züge mussten mit kaum geringerer Ausführlichkeit, als Parzivals eigenes Leben geschildert, nicht blos referirend erwähnt werden; und der Umstand,

---

*) Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Literatur.

dass wir Parzival auf längere Zeit gänzlich aus dem Auge verlieren, dass wir, um mit Wolframs eigenem Bilde zu reden, auch zur Betrachtung der Zweige und zahllosen Blätter des Stammes der Erzählung geführt werden, bis wir endlich wieder beim „Stamm der Märe“ anlangen — gerade dieser Umstand ist, wenn auch nicht bei dem ersten, doch bei dem zweiten und dritten Lesen von nicht geringer Wirkung.“*)

Nicht aus eigener Vernunft noch Kraft gelangt der Held wieder zu Gottesfurcht und Gottvertrauen. Inmitten der kaleidoskopartig schillernden Abenteuer Gawans geleiten wir Parzival aus dem lauten Weltgetümmel in Trevrezents stille Klause draussen im einsamen Walde. Trevrezent, „der eigentliche Träger des religiösen Idealismus im Parzival“, lehrt in pädagogisch meisterhafter Weise den Helden die Zweifel überwinden und Hilfe von dem erhoffen, der Himmel und Erde geschaffen, in der Magd zum Mensch geworden und für die Sünde der Welt gestorben ist. Eine solche Wandlung der menschlichen Seele ist aber nicht das Werk eines Augenblickes.

Wenn Fr. Arndt sagt: „Manche machen es wie die Kinder, wenn sie irgend ein Samenkorn in die Erde gesteckt haben; diese können nicht ruhig erwarten, bis es hervor kommt, graben und sehen alle Tage nach und zerstören dadurch alle Kraft, wenn es eben ansetzen, Wurzel fassen und gedeihen wollte“ — so gehört unser grosser mittelalterlicher Dichter unbestritten nicht zu diesen Söhnen der Ungeduld. Nachdem durch den frommen Trevrezent das treibende Samenkorn des göttlichen Wortes in Parzivals Herz gesenkt worden, entrückt Wolfram ihn für lange Zeit wieder gänzlich unseren Blicken.

Parzivals spätere Herrschaft über den heiligen Gral ist durch seine Besiegung eines Gralritters früher typisch

*) A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen National-Literatur.

vorgebildet. Die Ueberlegenheit über das weltliche Ritterthum, dessen höchste Blüthe der Ueberwinder der Wunder in Klinschors Zauberburg repräsentirt, wird durch den Sieg Parzivals über diesen mächtigsten der Recken dargestellt. Die zauberischen Mächte des Heidenthums zerschellen an den hehren Geheimnissen des Christenthums. Selbst die heiligen Bande des Blutes vermögen das nicht zu hindern: Feirefiz unterliegt seinem Halbbruder, dem von Gott selber gekürten, späteren Gralkönige, trotz heftiger Gegenwehr. So erscheint Parzival nun auch äusserlich prädestinirt zum Hüter und Hort des Heiligsten, wozu seine Herzenswandlung ihn längst befähigt. Alles drängt jetzt nach dem Schlusse, der befriedigenden, versöhnenden Lösung. Und als Parzival vor den Augen der Welt durch neue Aufnahme in die Tafelrunde rehabilitirt worden, da erscheint die Gralbotin mit freudiger Kundschaft: sie ruft den Helden zum höchsten heiligen Amte auf Erden nach Munsalvæsche.

Ein mit Fug und Recht angefochtener Punkt in der Durchführung der Idee des Epos ist das zweimalige Gelangen des Helden zum heiligen Gral. Wir können Heinrich Kurz nicht widersprechen, wenn er meint, Parzival hätte, als er das erste Mal in die Gralburg gekommen, die verhängnisvolle Frage stellen müssen. In diesem Falle hätte nach unserer Ansicht der Dichter der grausigen Fluchscene ein gerechteres Motiv geben können. Er hätte Parzivals Entfernung von Gott ursächlich anders als geschehen motiviren und uns so den Genuss an Gawans Abenteuern, an Parzivals Sinneswandlung, an seinen Heldenkämpfen retten und den Helden erst dann in die Gralburg gelangen und der Inschrift am heiligen Gefässe*) gemäss fragen lassen können. Dann würde auch

*) Uebrigens geht aus Wolframs Werk an keiner Stelle hervor, dass er sich den Gral als ein Gefäss vorgestellt hat.

das Ganze nicht einer Ellipse mit ihren zwei Brennpunkten ähnlich geworden sein. Unerwähnt darf aber nicht bleiben, was nicht alle Literaturhistoriker genügend zu würdigen scheinen, dass nämlich in der Entwickelung des Helden durch die Wandlung der Bedingungen zur Frage keine psychologisch widernatürlichen Veränderungen eintreten, dass nur ausser ihm Liegendes inconsequenter Weise anders und ohne sein Zuthun ihm verhängnisvoll wird. Hören wir einen bekannten und gründlichen Parzivalkenner über diesen Punkt. San-Marte sagt:

„Immermann („Reisejournal", S. 365) bemerkt über diese verhängnisvolle Frage: „Die Frage, die Parzival thun soll, um den Jammer zu Munsalvæsche zu heben, und die er nicht thut, ist ein sonderbarer Moment. Die gewöhnlichen Auffassungen von Durchbildung zum Religiösen durch Suchen und Schmerz reichen hier nicht aus. Der Gral, der nie irrende, hat ein Orakel gegeben, welches gleichwohl nicht erfüllt wird; denn als der erwählte König später zum Heiligthum gelangt, und die Genesung des Amfortas bewirkt, hat er ja längst den Grund des Leides erfahren."

Simrock (Uebersetzung II, S. 489) findet die Aeusserung Immermanns unbegreiflich, indem er belehrend fortfährt: „Das Orakel wird erfüllt, denn die Frage geschieht und bewirkt die Genesung. Auch ist Parzival, obgleich er jetzt längst den Grund des Leides erfahren hat, nicht gewarnt worden (???); noch hütet sich Anfortas ihn zu warnen. Dass die Frage, obgleich sie für Parzival keiner Antwort mehr bedarf (??), dennoch geschehen muss, beweist im Gegentheil, dass der Gral auf die buchstäbliche Erfüllung seines Orakels mit unerbittlicher Strenge hält."

Diese Erklärung Simrocks indess ... erklärt nichts. Man wird sich vielmehr etwas weiter in das Graldogma,

d. h. die christliche Glaubenslehre vertiefen müssen, um die Lösung dieses allerdings dunkeln und schwierigen Punktes zu finden, oder sich ihm wenigstens zu nähern.

Beide Vorgenannte irren ebenso, wie alle Graldiener, wenn sie die Weissagung einer bestimmten Thatsache und deren sicheres Eintreffen finden wollen in den Worten:

Dar an gesâh' wir z'einem mâl
geschríben, dar sólde ein rîter komen:
wurd' des frâge aldâ vernomen,
sô solt' der kumber ende hân:
ez wære kínt magt óde man,
daz in der frâge warnet' iht,
sonę solt' diu frâge helfen niht,
wan daz der schade stüende als ê
und herzelîcher tæte wê.
diu schrift sprach „habet ir daz vernomen?
iwer wárnen mac ze schaden komen.
frâgt er niht bî der êrsten naht,
so zergêt sîner frâge maht.
wirt sîn frâge an rehter zît getân,
sô sol er'z künecrîche hân,
und hât der kumber ende
von der hœhsten hende.
dâ mite ist Anfortas genesen
er'n sol ab niemer künec wesen."
sus lâsen wir am grâle
daz Anfortas quâle
dâ mite ein ende næme,
swennę im diu frâge quæme.

Vielmehr hat der heilige Gral, d. h. Gott, nur darin eine Verheissung möglicher Heilung des Anfortas und Erinnerung des Gralkönigthums unter besonderen Bedingungen ausgesprochen, wenn der Kommende die Frage thue. Wenn damit nur verkündigt sein sollte: „der erste Beste, der also fragt, wird die Heilung

bewirken, und das grösste Heil auf Erden und im Himmel dafür erlangen“, so wäre dies hohe Ziel dem Zufall und dem Unwürdigsten auch zugedacht gewesen. Dies widerspräche den übrigen Geboten des Gral, wonach nur die durch Glauben, Demuth, Erbarmen, Sittenreinheit und Heldentugend ausgezeichnetsten Ritter ihm dienen dürfen, und der Beste der Besten nur sein Pfleger sein kann. Jene Verheissung setzt daher stillschweigend zwar, aber nothwendig voraus, dass der Fragende auch diese Eigenschaften besitzen müsse, wenn das Heil erfüllt werden solle. Dieselben fehlten aber Parzival gänzlich. Ihm fehlte der Glaube und die Demuth; sein Mitgefühl mit dem Leidenden hatte nicht sein Herz mit der Kraft des Erlösers, der sein Blut hingab für die Erlösung der Menschheit, durchdrungen; er sah die Wunder des Gral, aber erkannte nicht darin die Wunder Gottes. Er hatte nicht die Burg des Heils, sondern nur eine gewöhnliche Nachtherberge gesucht und zu letzterer wies ihn Anfortas sogar deutlich hin. Der Gral, d. h. Gott, wusste daher, dass Parzival jetzt noch nicht das taugliche Werkzeug zu dem verheissenen Heile sei. — Nicht so die Graldiener, Trevrezent, Sigune und Anfortas, die seinen Seelenzustand nicht kannten, und infolge dieser Unkenntnis ihn wegen der unterlassenen Frage verwünschten. Mochte deshalb Parzival vor den Menschen zwar sich für unschuldig und Unrecht leidend halten, vor Gott aber war er wirklich im Unrecht, denn ihm fehlte der Glaube; er fragte weder nach dem Leiden des Anfortas, noch fragte er überhaupt nach Gott.

In dem Verbote der Schrift des Gral, den Fragenden vorher zu warnen, d. h. denn doch klar: ihn von den Folgen der That oder ihrer Unterlassung gehörig zu unterrichten, liegt aber das Gottesgebot: dass die glau-

bensdurstige, wahrhaft nach Gott ringende Seele so recht aus ihrem eigensten Innern heraus, ohne Antrieb von aussen und zur Erreichung anderer, nicht im eigenen Seelenheil begründeter Zwecke, in ihrer ganzen Zerknirschung und gänzlichen Hingebung an seine Gnade vor den Herrn treten soll.

Der Schrift des Gral wird daher eine andere Deutung untergelegt werden müssen, als ihr Immermann, Simrock und die Graldiener selbst geben, und das Gedicht selbst führt darauf hin. Nachdem die Gralritterschaft alle natürlichen und übernatürlichen äussern Heilmittel, die ihr ersinnlich und erreichbar waren, gegen die Krankheit ihres Königs vergeblich angewandt hatte, da gerieth sie endlich auf das einzige richtige Mittel, das Gott bei seinen Gläubigen nicht leicht erfolglos sein lässt; sie riefen und flehten zu ihm fussfällig im brünstigen Gebet, und als ein Trostspruch hierauf erschien jene Schrift. Sie ward für die Graldiener ein Motiv, den Anfortas, wie sehr sein Leiden auch ihr Herz erbarmte, trotz seiner Qual am Leben zu erhalten, in der Hoffnung seiner Erlösung durch den verheissenen Fragenden. Andererseits aber ward die zum Theil in Dunkel gehaltene und deshalb missverstandene Verheissung der Hebel, Parzival aufzurütteln aus seiner Seelensicherheit, seiner Glaubensträgheit und sich selbstgenügenden und selbstüberschätzenden Hochfahrt, damit er durch Verzweiflung und Zerknirschung zur Demuth und zum Glauben nach den schwersten Prüfungen gelange; und das entspricht ebenso der göttlichen wie poetischen Weisheit. Fassen wir also die erste Schrift nicht als die Vorhersagung eines bestimmten Ereignisses, sondern als die Verheissung möglichen Heiles unter Andeutung des Weges dahin, so erkennen wir aus der zweiten Schrift, welche Parzival zum Könige des Gral erwählt, dass jene erste Verheissung

erfüllt, und zwar durch Parzival erfüllt worden ist, nicht zwar in dem wörtlichen Sinne und mit den äusserlichen Begegnissen, wie die Schrift verstanden ward, wol aber in dem Geiste Gottes, der mit jener Verheissung auch die Berufung der Menschheit zur Einkehr bei ihm verkündigt hat.

Wie aber erklärt sich, dass ohne jene formelle Frage, ja ohne Anwesenheit auf der Gralburg, ohne allen unmittelbaren Dienst für den Gral dennoch Gott unsern Helden zum König des Gral ernannte? Weil die erste Schrift ihren Zweck erfüllt hatte, den durch sie geweckten und so vom Herrn zu seinem Diener Ausersehenen auf die Bahn zu leiten, auf der er zu der höchsten Stufe des Heils gelangen konnte. Der Moment, wo Parzival reif ward zum Gralkönigthum und seine innere Heiligung sich vollendete, ist offenbar der Kampf mit seinem Bruder Feirefiz, denn die Zeit dieses Kampfes trifft, wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt wird, mit dem Moment zusammen, wo die zweite Schrift erschien. Alle Bedingungen zu dieser Heiligung werden bei der Schilderung dieses Kampfes klar gelegt. Drei Sünden wirft Trevrezent dem Helden vor, als er ihn in die religiöse Lehre nimmt: dass er der Mutter Herz durch seinen Abschied gebrochen, dass er von Gott abgefallen, und dass er an Ither von Gaheviess Verwandtenmord und Leichenraub begangen habe. Alle drei Sünden werden eine nach der andern im Kampfe gesühnt. Die unwandelbare Liebe zu Condwiramur, der er nie die Treue gebrochen, so reiche Verlockung ihn oft auch umgab, und die mit zwei Kindern gesegnet wird, tilgte die Schuld gegen die Mutter. Soviel wird uns zwischen den Zeilen zu lesen erlaubt sein. Wie eine Walkyre, oder christlicher gesprochen, wie ein Schutzengel eilt sein Weib ihm zum Schutze im Kampf herbei. Der Glaube an Gott ist in

seine Seele zurückgekehrt, und auf diesen baut er Heil und Sieg; und Gott nahm die dritte Sünde gegen Gaheviess von ihm, indem er das dem Todten geraubte Schwert im Kampfe zerbrach. In des Allmächtigen Hand stand die Entscheidung. Und wie wunderbar schön und ergreifend löst sie sich. Der unerkannte Bruder bekennt sich von dem jetzt Wehrlosen für überwunden und ehrt in ihm den Sieger. Und er, der in seiner Demuth nicht minder mit gebrochenem Schwerte vor Gott steht, der anspruchslos und unbewusst alle von Gott ihm auferlegten Prüfungen so treu bestanden, der im Glauben nur ringt, voll Reue vor dem Gral niederzusinken, der wird zum Könige des Gral ernannt; er, der sich selbst überwunden, wird als Sieger zum Heile erkoren. Da also erging die erlösende Heilsfrage nach dem, der die Herzen durchschaut, und so bestätigt sich, was Sigune im „Jüngern Titurel“ zu Parzival sagt: „Sei keusch und pflege der Mannheit, und suche, (d. h. in der Aussenwelt) den Gral nicht. Doch sei versichert, wärst du auf dem Grunde des Lebermeers, und erwählte dich Gott zum Grale, o wie so schnell wird Kundrie dich aufzufinden wissen.“ — Denn es ist eben der Gral nicht aussen auf Erden, sondern nur inwendig im Herzen zu finden und zu erfragen.

Aber war es endlich, wie Simrock meint, wirklich blosses beharrliches Festhalten an der ersten Schrift, blosser Eigensinn des Gral, zu fordern, dass dennoch die Frage geschehe, damit Anfortas geheilt werde? Und bedurfte es für Parzival eigentlich keiner Antwort mehr darauf? Parzival verstand es anders und war seiner Sache nicht so gewiss. Nicht in der unerbittlichen Strenge des Gral, mit der er an der buchstäblichen Erfüllung seines Orakels festhält, liegt die Nothwendigkeit

der Frage; die begleitenden Umstände sind ja inzwischen ganz andere geworden; Parzival ist bereits zum Gralkönige erwählt, und er ist vollständig belehrt, d. h. gewarnt; äusserlich, dichterisch liegt die Nothwendigkeit der Frage in der beschränkten, aber menschlich gerechtfertigten Auffassung der ersten Verheissung, woran Kundrie, Anfortas und auch Parzival festhalten; innerlich, religiös liegt die Nothwendigkeit dazu in dem in jenem Zeitalter und zu allen Zeiten herrschenden Glauben an die Unerlässlichkeit des Bekenntnisses der Liebe, der Reue und der Busse, und die erlösende Kraft der Frage liegt nicht in der Erfüllung des Buchstabens der Schrift, also in der todten Form, sondern in der Seelenbeschaffenheit der beiden zunächst dabei Betheiligten. Kundrie erweckt und mahnt aufs neue Parzival an die Frage bei Ueberbringung der Heilsbotschaft. Als bereits erwählter König des Gral, also bereits im bewussten Besitz des höchsten Heils, wagt dennoch Parzival nicht mit Sicherheit auf die Erfüllung zu hoffen, oder gar mit Anmassung Anfortas' Genesung von dem Herrn zu erpochen, sondern, obwol selbst schon hoch begnadet, betet er doch noch in völliger Hingebung an die Gnade Gottes unter dreimaligem Fussfalle zur Dreifaltigkeit um Erbarmung und Erlösung für den Kranken, ehe er die Frage thut, und die Kraft des gläubigen Gebets macht ihn würdig, durch die Frage das Werkzeug göttlicher Barmherzigkeit zu werden. Anfortas andererseits hofft von der Frage nicht mehr leibliche Genesung, sondern leibliche Auflösung, er fleht und hofft auf den Tod als den Erlöser von seinem Leiden. Und diese Hingebung und Resignation macht auch ihn der Erbarmung und des Heils würdig, dass er nun im unentweihten Dienste für den Gral fort und fort zu verdienen beflissen ist. — Der Gral war nicht zu

erstreiten, sondern nur durch Busse und Demuth im Glauben zu erbeten. Hier ist der religiöse Kernpunkt unserer Sage,*) und sie zeigt im dichterischen Beispiel die ähnliche Differenz, welche sich durch die ganze Geschichte des Christenthums hindurchzieht, die Differenz zwischen Verheissung und Erfüllung, zwischen Aufgabe der Menschheit und Erreichung ihres Zieles, zwischen Buchstaben des Gottesgebots und Geist des Verständnisses. Das Wort Gottes bleibt die ewige Wahrheit, doch seine Auslegung und seine Erkenntniss unterliegen dem Irrthume; aber durch den Irrthum geht der Weg zur Wahrheit, anders zwar, als die Menschen es sich gedacht, aber doch nach Gottes unerforschlichem Rathschluss, denn

got vil tougen hât.
wer gesâz ie an sînen rât
ode wer weiz ende sîner kraft?“**)

---

*) Göschel in seiner gehaltvollen Schrift: „Die Sage vom Parzival und vom Gral“ bemerkt in gleichem Sinne: „Zunächst entwickelt sich an der Sage die unergründliche und für den Verstand unauflösliche Lehre von der göttlichen Berufung und Erwählung, oder von der freien Gnade Gottes im Verhältnis zu den Menschen, welcher sie im Glauben eben nur annimmt, aber aus eigenem Vermögen sie auch nicht einmal annehmen kann. Dem Menschen wird nur ein passives Verhalten zugeschrieben, aber auch ein actives zugemuthet; alles Verdienst abgesprochen, und doch alle Schuld beigemessen. Es steht — passiv — geschrieben: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt (Matth. 22, 14; Röm. 8, 29. 30). Es steht aber auch — activ — geschrieben: Darum thuet desto mehr Fleiss, euern Beruf und Erwählung fest zu machen (2. Petr. 1, 10). Diese Sage in ihrer deutschen Gestalt ist wie ein Vorspiel der deutschen Kirchenreformation; sie predigt laut von der Kraft des Glaubens ohne Werke gegen alles menschliche Verdienst.

**) San-Marte, Parzival II.

Wir lassen über den vielumstrittenen Punkt der Frage Parzivals in der Gralburg noch einen Schriftsteller zu Worte kommen. Paulus Cassel schreibt:

„Soll Jemand die Burg ersehn, so muss es ihm unwissend geschehn.“ So war es bei Parzival; er war berufen; er war erwartet. Anfortas war krank trotz aller Gral-Gnade, die sich offenbart. Nichts konnte ihn heilen — nur der Berufene. Und Parzival kommt. Er sieht Alles, was am Graltage geschah: den König krank, die Lanze mit dem Gift, das Volk weinend, den Gral speisend, er sieht das Alles staunend, er weiss nicht, was es bedeutet, aber darum weil er es nicht weiss, ist er eben berufen. Er war ja sonst immer gewohnt zu fragen und er wollte es. Die Lust zu fragen wallte in ihm auf, aber er gedachte: „Treulich rieth mir Gurnemanz, bevor ich schied, viel zu fragen, soll ich meiden; man wird mich wol auch hier bescheiden, wie es dort bei ihm geschah.“ Aber das ist eben die Katastrophe: Dass er fragen sollte, darum wurde er erwartet. Nur einer, der fragen wird, soll retten und heilen. Parzival hatte das Herz zum Fragen, er that es sonst, jetzt hält ihn die Ueberlegung zurück — und die selige Stunde ist vorüber. Man hatte ihm ein köstlich Schwert gegeben, um ihn zu mahnen, und er schwieg. Da verschwand alle Herrlichkeit.

Parzival hätte fragen sollen — und es schmerzt ihn, dass er es nicht gethan — aber er weiss gar nicht, inwiefern er solch' Unrecht dabei gethan habe. Eben dies Nichtwissen zeigt um so mehr, wie heilvoll seine Frage gewesen wäre. Aber warum sollte denn sein Fragen von solchem Einfluss sein? Das Gedicht offenbart darin die tiefsten Gedanken christlicher Lehre. Hier ist der Mittelpunkt des ganzen Werkes; hier stellt Parzival ein lebendes Bild der reinen Einfalt dar.

Unter der Einfalt, wie sie Parzival besass, ist eben nicht Dummheit, sondern kindliche Unschuld zu verstehen, die das Böse nicht kennt. Diese Kindernatur hat heilige Augen. „So ihr nicht wie die Kinder werdet, könnet ihr das Reich Gottes nicht sehen.“ Als die Pharisäer unmuthig sind, dass die Kinder das Hosianna singen, spricht Jesus: „Aus dem Munde der Kinder, heisst es, wird Gottes Lob zugerichtet.“

Die Simplicität ist die heiligste Tugend des Menschenkindes. Sie ist nicht dumm, sondern rein. Sie hat keine Pfiffigkeit, sondern Unbefangenheit. In den Künsten der halben und ganzen Sünde unerfahren, ist sie genial in der Erfüllung ihrer Pflicht. Parzival ist dummer als jeder Knappe in dem was Lust, Eigennutz, Lüge angeht, aber er ist stärker und schöner und weiser in der Wahrheit, als der ganze Hof des Artus.

Diese Simplicität hat die Macht des Glaubens, der Berge versetzen kann.

Sie kann, was alle Gelehrsamkeit, alle Theologie, alle Examina nicht ersetzen können. Legenden stellen die Kraft der heiligen Naivetät selbst naiv genug dar. Eremiten wussten so wenig von der Welt, dass sie die Sonnenstrahlen für goldene Drähte hielten und ihre Kappen daran hingen. Und die Kappen fielen nicht herab. Ein Jüngling, sonst so edel, war weltfremd genug, dass er glühendes Eisen nicht kannte und beim Anfassen sich nicht verbrannte. Dies geschah erst, als ein sinnlicher Gedanke ihn ergreift. Die heilige Latirin in Irland hat sich glühende Kohlen vom Schmied in ihrem Kleide geholt. Es verbrannte so lange nicht, bis ihr eine Schmeichelei des Schmiedes gefiel, von dem sie sie nahm. Eulogius war ein so grosser Schmied,

„der Rossfüsse abschnitt und einsetzte — bis er eitel ward.“ Da verlor er die Kunst.

Parzival war ein solcher Simplex. Er hatte keine Ahnung vom Wesen der Welt. Er wusste nicht einmal, dass er ein König sei. Die Liebe in ihm war nicht Sinnlichkeit. Und das Zeichen der Simplicität ist das Fragen. Ihm ist alles neu. Ihm möchte Alles erklärt werden. Er ist nicht gleichgültig, aber unerfahren. Er ist wissbegierig und weis ebenso wenig. Die Dummheit macht den Mund nicht auf, aber die reine Einfalt in ihrer kindlichen Genialität, sie fragt.

Das Fragen ist an sich nicht die Kraft, sondern nur das Zeichen der Einfalt, welche die Wahrheit braucht. Warum muss Parzival den Anfortas fragen, was ihm fehlt, um ihn zu heilen? Kann das kein Anderer?

Es kann es kein Anderer, weil Alle wissen, was ihm fehlt. Sie wissen Alle von der Sünde, an der er krankt; sie sind Alle von dem Gift getränkt, das ihn verwundete. Schreien und weinen können sie Alle, wenn die Lanze herumgetragen wird, aber nur weil sie wissen, dass sie selber Schuld daran haben.

Aber der Parzival soll es darum thun, weil er der unschuldige und reine Einfältige ist. Er weiss nichts von der Sinnlichkeit, die Anfortas verleitet, er weiss nicht, was in Schmutz und Unheiligkeit der Welt fallen heisst. So wenig er wusste, was ein Panzer ist, weiss er von giftigen Lanzen; er wusste nichts von Gott — aber noch viel weniger vom Bösen.

Und er fragt nicht. Er will es und thut es nicht. Er ist im Augenblick angekränkelt vom Wissen der Welt. Gurnemanz war sein Lehrer in der Weltkunde. Der hatte ihm gesagt, er solle nicht so kindisch sein und immer fragen. Und muss er ihm denn nicht gehorchen! Hat seine Mutter nicht geheissen, Greisen

zu folgen. Er will fragen; er unterlässt es nicht etwa, weil er darum verstünde, was da vorgeht; er ist die reine Einfalt — aber diese selbst hindert ihn; in Einfalt will er fragen, und in Einfalt schweigt er. Er würde fragen, wenn er nicht Gurnemanz folgte, aber er folgt diesem, weil er die Einfalt ist. Was ihn befähigt, hindert ihn, was ihn hindert, darin war er berufen. Aber es war noch nicht Zeit, dass er vollenden sollte. Die kindliche Einfalt sollte erst noch eine gotteskindliche werden. Jetzt freilich muss er noch hinaus und leiden und ringen, — aber er wird höher und erprobter; dass ihn die Einfalt gehindert hat, durch Einfalt zu heilen, macht ihn fähig und würdig, später durch die geläuterte Frage Anfortas zu erlösen. Zur Reue soll das Wissen kommen und zur Vollendung die Versöhnung alles Dessen, was in Gahmurets und Herzeloydens Leben Schmerz und Leid verschuldet. Es werden alle Thränen getrocknet aus den Augen Derer, die er vereint.

Parzival kommt als Berufener auf den Gralberg — aber er erfüllt seinen Beruf nicht. Man erwartet, dass er fragen werde. Er fragt nicht. Alle Herrlichkeit wird ihm offenbart. Auch alles Leid kann er sehen. Aber er schweigt. Und wie vor einem Gebannten schliesst sich alles zu. Was er gesehen, verschwindet. Soviel Liebe man ihm zuerst erwies, so viel Schande wird ihm nun zu Theil.

„In Munsalvæsche“, sagt ihm Sigune, „verschwand an Euch Ehre und ritterlicher Preis“. Sie will nichts mehr von ihm wissen. Und Kundrie geht als Botin des Gral an den Hof des Artus und proklamirt dort den Bann über Parzival. —

Warum zürnten denn die Gralleute dem Parzival seines Schweigens wegen so sehr? Sie hielten ihn für falsch, für „einen ungetreuen Gast“. Man legte ihm die

böswillige Absicht unter, nicht gefragt zu haben, obschon er den Schmerz des Königs gesehen. Es war unerhört, dass Einer, der doch berufen war — diesen Beruf selbst mit Füssen trat. Er sah aus, wie Einer, der den heiligen Geist besessen und wider ihn gesündigt hatte. Man sah in ihm Einen, der Balsam hätte bringen können — und Gift gebracht hatte. Sie erblickten als Grund seines Schweigens nicht die Einfalt, sondern die Bosheit der Feindseligkeit. Kundrie sagt:

„Ihr seid des Höllenfürsten Spiel."

In der That, satanisch erschien es, dass der, welcher berufen war, durch Fragen zu heilen, die Gelegenheit zum Schweigen, also zum Gegentheil benutzte.

Aber Kundrie und ihresgleichen waren nicht in der Liebe, sondern im Richten vorschnell. Sie thaten dem Ritter Unrecht. Sie verstanden die grosse Fügung nicht, die sich offenbarte. Parzival war berufen, aber es war noch nicht Zeit. Auch der Berufene musste noch reiner werden durch Erfahrungen, die er noch nicht gekannt. Es war Unrecht, den Schein allein zum Grunde des Bannspruchs zu machen. So krank wie Anfortas war auch das Urtheil seines Staates und seiner Leute. — Das Bannen, Fluchen, Excommuniciren ist gar leicht. Man fällt leichter aus der Liebe als man sie versteht.

Parzival hatte gerade aus reiner Einfalt geschwiegen. Diese Einfalt verdankte er der Erziehung seiner Mutter, und diese hatte ihm gesagt, er solle weisen Männern folgen. Gurnemanz war ein weiser Mann, er hatte ihm das Fragen untersagt. Darum that er es nicht, wo er es thun sollte. Was er verfehlt, verschuldet die Lehre seiner Mutter, aus der er doch zugleich die Einfalt gewann. Aus Schmerz hatte ihn die Mutter zum „Einfältigen" erzogen. Sie weinte um Gahmuret, den

sie verloren — aber sie hatte auch Andere weinen gemacht. Es wurde ihr der entrissen, den sie der Anderen genommen hatte. So hingen an der Einfalt Parzivals Thränen, und nicht ohne Schuld. Parzival selbst hatte weinen gemacht. Denn seiner Mutter brach er, wenn auch unbewusst, durch sein Scheiden das Herz. Er musste fort, er konnte nicht bleiben in der Mutter Haus — denn er war berufen, aber es starb um diesen Beruf die Mutter, welcher er und die ihm so theuer war.

Auch an Anderer Schmerz war er durch seine Einfalt schuld worden. Seine Mutter hatte ihn gelehrt, Jungfrauen zu grüssen und ihnen den keuschen Kuss zu geben. Er that es, ohne sinnliches Gefühl, nur aus Gehorsam, bei der Begegnung mit der treuen, herrlichen Jeschute. Ihr Gatte Orilus rechnete ihr dies als Untreue an und liess sie unbarmherzig leiden.

So war der reine Parzival doch nicht von Thränen rein, die durch ihn, wenn er auch unschuldig war, geflossen waren.

Es kann doch nur in das Reich des Gral gelangen, wer aus Wasser und Geist wiedergeboren ist. Parzivals Einfalt hatte bisher noch keinen Schmerz über eigene Herzenssünde gefühlt.

Aber dieser Schmerz allein krönt die Einfalt zur Vollendung.

Als Parzival den Bann erfährt, der über ihn ausgesprochen ist, hält er ihn für ungerecht. „War es unrecht, ruft er aus, so traf es wohl der Rath des Gurnemanz nicht ganz, der mir rieth:

> Dass ich unbescheidne Frage miede,
> Und mich von jedem Vorwitz schiede.“

Er ist betrübt, dass er Anfortas nicht geholfen, aber er bekennt keine Schuld. Und doch hätte Mitleid

und Erbarmen über den klugen Rath des Gurnemanz den Sieg davon tragen sollen. Er hätte die Stimme seines Herzens höher achten müssen, als die Rücksicht, dass Andre ihn vorwitzig nennen würden. Er hatte sich doch zu sehr vor der Menschen Urtheil gescheut, wo die Liebe ihm auf der Lippe sass. Es war doch der Buchstabe des Gurnemanz, der seine Einfalt durch andere Einfalt bannte.

Er meint, es noch von selbst gut machen zu können:

„Es sieht im Frieden mich Niemand mehr,
Erseh' ich nicht den Gral vorher,
Es währe kurz oder lang."

Und er reitet fort, er thut grosse Thaten viele Jahre lang, er thut sie in der Reinheit seines Herzens, ohne Grausamkeit und ohne Sinnlichkeit; er rettet, er erlöst, er macht frei — er hat nur zwei Gedanken: an sein Weib und an den Gral. Rührend ist das Bild, in welchem er Blutstropfen im Schnee sieht; es gemahnt ihn das an seines Weibes Angesicht. Im Traum steht er befangen — er kann sich nicht davon trennen — die ganze Sehnsucht seiner Seele hält es in Banden — bis Gawan ihm mit einem Tuche das Zauberbild bedeckt. Aber er kommt noch nicht zu seinem Weibe, weil er zuvor den Gral finden will. Aber den Gral findet man nicht, wenn man will, sondern wenn die rechte Vorbereitung dazu gekommen ist.

Er hat sie aber so lange nicht, als er blos mit Schwert und Kraft den Weg zu gewinnen trachtet. „Nicht durch Kraft, sondern durch den Geist." Es muss erst der Geist der Selbsterkenntnis über ihn kommen. Er weiss vom Schmerz nichts über sich selbst. Er liebt sein Weib, aber von Gottes Liebe weiss er noch nichts.

Und die Stunde kam.

Es war an dem Leidenstag des Herrn, am Charfreitag, als Parzival auf seinem Ritterzug Pilgern edler Art begegnete. Sie waren erstaunt, in ihm einen Ritter zu sehen,

der die heiligen Tage nicht ehrte nach der Sitte.

Parzival kommt zu Trevrezent; dort empfängt er über alles Auskunft, über das Wesen und die Geschichte des Gral. Trevrezent offenbart ihm alle Lehren der Christenheit, er giebt ihm Auskunft zumal über das Wesen Gottes und spricht:

„Welches wählt ihr zum Gewinn?
Den Sünder ohne Reue
Flieht die göttliche Treue,
Wer aber büsset seine Schuld,
Der verdient des Höchsten Huld.
Gedanken sind finster, ohne Schein,
Doch Gottes Klarheit blickt hinein,
Gott wählet, die er würdig findet,
Da Gott Gedanken selbst durchspäht.
Weh' dem, der sünd'ge That begeht
Was hilft dem weltliche Zucht,
Wo ist seiner Seele Zuflucht?
Nun wendet Eur' Gemüthe,
Dass Er Euer denk', zur Güte."

An diesem Gespräch wird Parzivals Zweifel heil; er weiss nun, was er gefehlt, er fühlt jetzt, dass er seiner Mutter weh gethan; er erkennt, dass er zum Gral geführt werden muss.

Aber auch auf dem Gral weiss man, dass nun der letzte Schatten von Parzival genommen, dass er vom Buchstaben geschieden ist und durch den Geist lebendig ward. Die Lösung geschieht. Parzival sitzt wieder an Artus' Tafelrunde, wie einst, da der Bann über ihn ausgesprochen wurde, und wie damals erscheint Kundrie als

Botin, aber jetzt zum Segen, wie damals zum Fluch; demüthig und in Thränen verkündet sie, dass die Wahrheit offenbar geworden sei; es sei erkannt, was Parzival wirklich gewesen. Er sei in der That der Berufene und sei dessen auch würdig verblieben.

So vollendet sich auch die wunderbare Katastrophe. Parzival zieht hinauf zum Gral, von Kundrie geleitet. Anfortas ist wieder im tiefsten Schmerz. Als er nun Parzival sieht, spricht er: „Aus Schmerz erharrt ich's lange Tage, wol war Euer Abschied so, dass Ihr es billig jetzt bereut.“ Parzival aber, ganz anders wie damals — nicht stumm und auch nicht blos auf sich selbst vertrauend, wirft sich erst betend zur Erde, dann steht er auf und fragt:

„Oheim, was fehlet Dir?“

Und wie er dies gesagt, erhebt sich Anfortas heil und gesund, in unvergleichlicher Schönheit. Sein Schmerz ist aus, aber sein Reich geht in die Hände Parzivals über.*)“

Richard Wagner hat den Conflikt zwischen der Frage unter verschiedener Bedingung in Wolframs Parzival gemieden, indem er in seinem Parsifal**) den Schwerpunkt der Dichtung in die Wiedergewinnung jener durch Anfortas' unheiligen Kampf verloren gegangenen heiligen Lanze legt. Der Räuber dieser heiligen Waffe ist bei ihm Klingsohr (*Klinschor*), der alle Ritter, welche zur Wiedergewinnung derselben in seine Burg kommen, in Netze schöner, zauberischer Mädchen lockt und sie so zum Kampfe um die heilige Beute unfähig

*) Musikzeitung 1880/81.

**) Parsifal. Ein Bühnenweihfestspiel von Richard Wagner. Mainz, London, Paris, Brüssel. 1877.

macht. Auch Parsifal, der Anfortas' Qualen geschaut, gelangt in die Burg. Klingsohr sendet jene Mädchen auch ihm entgegen: „Lasst ab, ihr fangt mich nicht!“ Da naht Kundry (Kundrie *la sorsciere*), bei R. Wagner ein Ahasverus in Frauengestalt, und ladet zu unheiligem Liebesgenusse:

„Das Wehe, das dich reu't,
die Noth nun büsse,
im Trost, den Liebe beut!
Bekenntnis
wird Schuld und Reue enden,
Erkenntnis
in Sinn die Thorheit wenden:
die Liebe lerne kennen,
die Gamuret umschloss,
als Herzeleid's Entbrennen
ihn sengend überfloss:
die Leib und Leben
einst dir gegeben,
der Tod und Thorheit weichen muss,
sie beut
dir heut' —
als Muttersegens letzten Gruss
der Liebe — ersten Kuss.“

Doch Parsifal:

„In Ewigkeit
wärst du verdammt mit mir
für eine Stunde
Vergessens meiner Sendung
in deines Arms Umfangen! —“

Und als Klingsohr auf Parsifal die heilige Lanze sendet mit dem wuthathmenden Ausrufe:

„Halt da! dich bann' ich mit der rechten Wehr:
den Thoren stell' mir seines Meisters Speer!“

da — — bleibt der Speer über Parsifals Haupt schweben, der ihn mit sicherer, reiner Hand ergreift und mit dem

Zeichen des Kreuzes der Zauberburg trügende Pracht in Trauer und Trümmer stürzt. —

Als Anfortas nach langem Warten endlich wieder auf Drängen der Ritter ein Gralfest zu feiern gezwungen wird, als er den Rittern zuruft:

„— die offne Wunde hier!
Heraus die Waffe! Taucht eure Schwerte
tief — tief hinein, bis an's Heft!
Ihr Helden, auf!
Tödtet den Sünder mit seiner Qual!“

da tritt Parsifal aus ihrer Reihe hervor, berührt mit heiliger Lanzenspitze die grässliche Wunde:

„Nur eine Waffe taugt: —
die Wunde schliesst
der Speer nur, der sie schlug.“

In heiliger Entzückung leuchtet Anfortas' Miene auf, er ist genesen. Parsifal übernimmt das Amt des Gralkönigs.

Doch kehren wir zu Wolframs Parzival zurück.

Es bliebe an dieser Stelle noch übrig, ein Wort über den Epilog desselben zu sagen. Wir müssen bekennen, dass wir zum Besten der Composition gern auf den *Loherangrin*, die „weite Aussicht in die uralte deutsche Schwanensage,“ verzichtet hätten. Wolfram durfte dem natürlichen Reize nicht Folge geben, der gebotenen Frage in der Parzivalsage die verbotene in der Lohengrinsage entgegen zu stellen. Sein Gedicht wäre dann mit einem auflösenden, volltönigen Schlussakkord ausgeklungen. —

Auf eine andere Seite der Composition sei hier noch andeutungsweise verwiesen, auf die Analogie zwischen dem ersten und zweiten Theile des Epos, die sich ohne allzu eifriges Suchen entdecken lässt. Im ersten Theile

wächst in verborgener Waldeinsamkeit das Sehnen und Ahnen nach weltlicher Ritterschaft in des Helden Brust gross; im zweiten wird unter rauschenden Waldbaumwipfeln durch Sigune das unendliche Sehnen und Ahnen nach dem Heiligsten geistiger Ritterschaft angefacht. Bewegen hier ohne ihr Wollen Ritter durch argloses Reden den träumenden Knaben zur Ausfahrt, so jagt dort Kundrie den ritterlichen Jüngling mit hartem Scheltwort zum heiligen Gral. Vermag hier Artus' Hof mit seinem Glanze den werdenden Ritter nicht zu fesseln, so veranlasst dort Klinschors Zauberburg ihn nicht einmal zu einer Frage. Wird in Gurnemanz' Burg hier aus dem einfältigen Knaben ein hoffnungsvolles *juncherlîn*, so wandelt dort Trevrezent den verstockten Sünder in einen gnadesuchenden Büsser. So liessen sich der Vergleichungspunkte leicht noch mehrere entdecken.

Wir können nicht umhin, an dieser Stelle Wilhelm Hertz über die Composition von Wolframs Parzival das Wort zu geben. Er schreibt:

„Welch eine Fülle von Bildern ist in den Riesenteppich dieses Gedichtes eingewebt, glühend in buntester Farbenpracht! Auf der einen Seite die weltliche Ritterschaft des Königs Artus mit ihren Freudenfesten auf lichter Flur, mit Frauendienst und Abenteuerfahrt; auf der andern der geistliche Ritterorden des Gral mit seiner bei aller Herrlichkeit trauerdüstern Burg in einsamer Waldwildnis. Daneben Klinschors Wunderland mit dem Zauberapparat der Ritterromane, mit Wunderbett und Zauberspiegel und auf Erlösung harrenden gefangenen Königinnen. Hier die gastliche Burg des Gurnemanz, wo liebliche Mägdlein den kampfmüden Fremdling im rosenüberschütteten Bade mit linden Händen pflegen; dort Trevrezents stille Waldklause, wo es keine andere

Bewirthung giebt als Wurzeln und Quellwasser und ernste heilige Gespräche. Hier die holde, unschuldige Condwiramur, die nachts hilfeflehend an ihres Gastes Bette kniet, zwei Thränen auf den Wangen, die dritte am Kinn; dort die verbitterte, herrische Orgeluse, die eine grausame Freude daran findet, ihre Werber ins sichere Verderben zu jagen; die schuldlos leidende Jeschute auf strauchelnder Mähre, im zerrissenen und nur durch Knoten zusammenhängenden Kleide, durch das ihr schwanweisser Leib schimmert, die aber in all ihrem Elend nichts beweint als den stummen Gram ihres grollenden Gatten, und daneben die üppige Königstochter Antikonie, die sich von dem kecken Gawan im Sturm erobern lässt und den Störern ihrer Schäferstunde ihre schweren Schachfiguren an die Köpfe wirft; das reizende kleine Fräulein Obilot, das im Trotz gegen seine grosse Schwester den unbekannten Gawan zum Ritter wählt, aber um ein Abzeichen in Verlegenheit kommt, da sie nichts als Puppen hat, schliesslich ihm ihren Aermel schickt, den der Sieger ganz zerhauen aus dem Kampfe zurückbringt, worauf sie ihn triumphirend wieder an den Arm streift, und die arme Sigune, die bei dem Geliebten Todtenwache hält, bis ihr selbst die Augen brechen, — und mitten in diesem wechselnden Gewühle die bezaubernde Gestalt des jungen Parzival mit der Feeenschönheit seiner Ahnfrau, der freudigen Heldenkraft seines Vaters und dem treuen Herzen seiner Mutter, ohne alle Frage die liebenswürdigste Gestalt der ganzen Ritterdichtung. Er trägt wie kein anderer in der conventionellen höfischen Welt die unverkünstelten Züge reiner, rührender Menschlichkeit, und seine Familienliebe hat nur im Volksepos, nirgends aber in der adeligen Kunstdichtung ihres Gleichen. Es ist ein Hauptvorzug der Composition, dass wir ihn auch in der grossen Gawan-

episode nie ganz aus den Augen verlieren, dass er immer wieder im Hintergrunde der Handlung bedeutsam auftaucht, um uns mitten im Gewirre der zufälligen Abenteuer das feste Ziel der Dichtung ins Gedächtnis zu rufen.

Im Einzelnen allerdings zeigt die Composition kein so planmässiges Gefüge, wie wir es heute von einem Epos verlangen würden. Nicht selten verweilt die Erzählung umständlich beim Unwesentlichen, während sie an der Hauptsache flüchtig vorüberstreicht. Wie lang ist nur die Vorgeschichte, welche doch keinen anderen Zweck hat, als zu erklären, wie Parzival zu dem heidnischen Halbbruder kommt, und warum Herzeloyde mit dem Neugeborenen in die Einsamkeit flieht. Dafür sind die mehr als 3300 Verse Wolframs entschieden zu viel. Die Schwelle des Gedichtes versperrt ein Gewühl uninteressanter Nebenpersonen, durch welche man sich hindurchdrängen muss. Man liest sich müde, ehe der Held des Gedichtes geboren ist. So wird auch die innere Wandlung Parzivals in der Darstellung auffallend vernachlässigt und dafür die Gawanepisode über Gebühr ausgesponnen. Diese macht in ihrer breiten Redseligkeit zuweilen den Eindruck, als ob dem mannhaften Dichter die Zügel der Erzählung, die er sonst so stramm zu führen versteht, zu entgleiten drohen. Manches Gewichtige ruht auf zu morschen Stützen; manches Motiv, das für den Verlauf bedeutsam erscheint, fällt ungenützt zu Boden. Auch an störenden Inconsequenzen fehlt es nicht. So wollen zu der Absicht, welche die Mutter mit der lächerlichen Ausrüstung ihres Knaben verbindet, die Lehren, die sie ihm auf den Weg mitgiebt, durchaus nicht stimmen. Der schwächste Fleck des ganzen Plans ist aber der Wendepunkt des Gedichtes, wo nach dem Erscheinen der hässlichen Gralbotin an Artus' Fest der Stamm der Handlung sich in mehrere Aeste spaltet.

Während der mit Gott hadernde Parzival nach dem Gral sucht, soll das Weltkind Gawan vorübergehend die Hauptrolle übernehmen. Aber wie wird das eingeleitet? Nur beiläufig lässt die Gralbotin die Bemerkung fallen, dass auf dem Wunderschlosse vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen gefangen sitzen. Diese vier Königinnen sind aber, wie sich später herausstellt, Artus' Mutter und Artus' Schwester, die Mutter Gawans und ihre beiden Töchter, Gawans Schwestern. Mit keinem Wort hat der Dichter angedeutet, dass diese Damen am Hofe vermisst werden. Es muss auch lange her sein; denn weder wird ihr Befreier Gawan von ihnen, noch werden sie bei ihrer Rückkehr von Artus erkannt. Es ist in der That, als ob hier, wie diese Episode vom sagengeschichtlichen Standpunkt gedeutet wird, blutlose Schemen der Unterwelt unter die Lebenden sich einschlichen. Aber die Befreiung der gefangenen Frauen war nicht einmal das Motiv für Gawans Ausfahrt. Nur zufällig besteht er die Abenteuer Klinschors. Während die anderen Ritter der Tafelrunde sich nach dem Wunderschlosse aufmachen, treibt ihn eine Mordklage von Artus' Hof. Was wird aber aus dieser wichtigen Sache? Die ganze, so feierlich vorgebrachte Beschuldigung beruht auf einem Irrthume, der auch noch vor dem gerichtlichen Zweikampf erkannt wird. Durch diesen gebrechlichen Haft hängt die grosse Gawanepisode mit dem Haupttheil der Dichtung zusammen.

Wenn man also von einem meisterhaften Aufbau des Parzivalgedichtes spricht, so kann das nur für den phantastischen Stil seiner Zeit, nicht für die strengeren Anforderungen des modernen Kunstverstandes gelten. Die Epen der ritterlichen Dichter lieben wie ihre Burgen mehr den Eindruck malerischer Willkür als architektonischer Nothwendigkeit."

Sprachliche Eigenthümlichkeiten. — Trotz aller Vorzüge, die Wolframs Parzival nachzurühmen sind, will derselbe doch nicht zu einer Lieblingslektüre aus dem Kreise der mittelhochdeutschen Dichtungen werden. Bartsch mit seiner Textausgabe (mit Wort- und Sacherklärungen), sowie Simrock und San-Marte mit ihren Uebersetzungen vermochten dem tiefsinnigen Epos bislang nur wenige neue Freunde zu gewinnen. Der Grund für diese Erscheinung ist wol nicht am letzten beim Dichter selbst zu suchen. Uns will im neunzehnten Jahrhundert eben gerade das sehr wenig zusagen, was ihm im späteren Mittelalter so viele Bewunderer erwarb: das Dunkle, Unverständliche seiner Ausdrucksweise. Fand er doch auch schon zu seinen Lebzeiten dieser seiner Eigenthümlichkeiten wegen schwerwiegenden Tadler. Gottfried von Strassburg lässt sich in seinem Tristan bei Gelegenheit der vielangezogenen Besprechung zeitgenössischer Dichter ohne Zweifel über niemand anders als über Wolfram in folgenden Versen aus:

swer nû des hasen geselle sî (unstät und springend wie ein Hase)
und ûf der wórthéide
hôchsprünge (hochspringend) und wîtweide (weitweidig, weitschweifig)
mit bickelworten (Würfelwort) welle sîn
und ûf daz lôrschapelekin (Lorbeerkränzlein)
wân (Anspruch) âne volge (ohne Zustimmung Anderer) welle hân,
der lâze uns bî dem wâne stân,
wir wellen an der kür ouch wesen:
wir, die die bluomen helfen lesen,
mit den daz selbe loberîs (Ehrenkranz)
underflóhten ist in bluomen wîs,
wir wellen wizzen, wes er ger (begehrt):
wan swer es ger, der springe her
und stecke sîne bluomen dar.
sô nemen wir an den bluomen war,

op sî sô wol dar an gezemen,
daz wir'z dem Oúwære nemen
und geben ime daz lòrzwî (Lorbeerzweig).
sît aber noch niemen komen sî,
der ez billîcher süle hân,
sô helfe iu got, sô lâzẹ wir'z stân.
wirn' suln ez niemen lâzen tragen,
sîniu wórt ensin vil wol getwagen,
sîn réde ẹnsî ébene únde sleht,
op iemen schône unde ûfreht
mit ebenen sinnen dar getrabe (trabe),
daz er dar über iht besnabe (strauchle).
vindære (Erfinder) wilder mære,
der mære wildenære (Jäger),
die mit den ketenen liegent (mit Zauberketten Kunststücke machen)
und stumpfe sinne triegent,
die golt von swachen (werthlosen) sachen
den kinden kunnen machen
und ûz der bühsen giezen
stoubîne mérgríezen (Perlen von Staub):
die bernt (bringen) uns mit dem stocke (Baumstamm) schate (Schaden),
niht mit dem grüenen meienblate,
mit zwîgen noch mit esten.
ir schate der tuot den gesten (Gästen)
vil selten (niemals) in den ougen wol.
op man der wârheit jehen sol,
dane gât niht guotes muotes van,
dane lît niht herzelustes an:
ir rede ist niht alsô gevar,
daz edele herze iht lache dar (sich lachend dahin wenden).
die selben wildenære
sie müezen tiutære (Deuter)
mit ir mæren lâzen gân:
wir enmúgen ir dâ nâch niht verstân,
als man si hœret unde siht;
sone hân wir ouch der muoze (Musse) niht,
daz wir die glôse suochen (Auslegung)
in den swarzen buochen (in Zauberbüchern).

Wolfram antwortet darauf in seiner Einleitung zum *Willehalm:*

Ich Wolfram von Eschenbach,
waz ich von Parzivâl gesprach,
des sîn âventiur mich wîste
etslîch man daz prîste:
ir was ouch vil, die'z smæhten
und baz ir rede wæhten.

Darnach war es in damaliger Zeit also nicht nur Gottfried, der unsern Dichter *smæhte,* sondern *ir was vil,* die ihre Rede, ihre Werke für schöner hielten als Wolframs.

Adalbert Baier*) meint, „der dunkle Eingang von Wolframs Parzival enthalte nicht ausschliesslich allgemeine Gedanken, sondern habe da und dort ganz bestimmte Beziehung auf den „Tristan" Gottfrieds von Strassburg, insbesondere auf die literarische Stelle in demselben. Darnach hätte Wolfram seinem Parzival nachträglich, nachdem ihm Gottfrieds absprechende Kritik zu Ohren gekommen, den Eingang beigefügt. Baier findet, dass für seine Vermuthung die Art spreche, wie beide Dichter polemisiren: Gottfried buhurdire literarisch ruhig und sicher; Wolfram aber ergehe sich, gleich einem von der Kritik gereizten Autor, in den seltsamsten Gedankensprüngen, nachträglich noch einmal bestätigend, was Gottfried ihm vorgeworfen: wie ein Hase *hôchsprünge und wîtweide, mit bickelworten.* Wolfram halte der Kritik Gottfrieds entgegen, er zeige in seinem Gedichte nicht einen „Genossen der Untreue" (der ihm Tristan ist), nein, im Gegensatze zu dem formvollendeten Werke Gottfrieds rechne er sich vor Allem zur Ehre an, dass er nichts Unmoralisches schildere, dass sein Parzival nicht die schwarze Farbe habe, obwol er sich auch nicht beständig an die weisse halte: er gehe vielmehr durch

---

*) Germania, XXV, 4 (1880).

Nacht zum Licht, er ringe sich aus der Verzweiflung an Gott und den Menschen wieder empor zum Glauben und zur Beständigkeit. Tristan aber verrathe gegen seinen Oheim Marke die Gesinnung eines falschen Gesellen; als falsch gesellig erweise sich Isolde gegen Marke, ihren Verlobten und Gemahl; *valsch geselleclîchen muot* zeige endlich Gottfrieds Tristan auch noch gegen die blonde Isolde durch seine Neigung zu Isolt Weisshand. Darum meine Wolfram auch da Gottfrieds Tristan, wo er sage:

valsch geselleclîcher muot
ist zem hellefiure (Höllenfeuer) guot,
und ist hôher werdekeit ein hagel. —“

Wie sehr auch der grosse Wolfram seine Leser die Ueberzeugung gewinnen lässt, dass er, abgesehen von einigen Mängeln der Composition, seinen Stoff beherrscht, hinsichtlich der Sprache zeigt er doch oftmals, dass er nicht immer Meister des Wortes ist. „In der That ist seine Sprache oft unklar und schwerfällig, das Satzgefüge abgebrochen, die Sätze kunstlos aneinander geschoben.“ An incorrecten Satzconstructionen ist im Parzival kein Mangel. Wir erwähnen nur:

Ob ich nu des gewüege,
daz ich prüeven solt’ ir wât (Kleidung),
ir lichter blic mich des erlât.

Vorder- und Nachsatz stehen nicht in genauer Congruenz.

In folgendem Beispiel steht der Nominativ ausser der Construction:

Er sprach zem wirte „gan mir’s got,
iwer getriulich urbot (Anerbieten, Behandlungsweise),
daz ir mîn sus pflâget,
gelts mich niht beträget.“

Ebenso in Nachstehendem:

Den esterîch múoz ich loben
von jaspis, von crisolte,
von sardîn, als er wolte,
Klinschor, der des erdâhte,
ûz manegen lande brâhte
sîn listeclîchiu wîsheit
were daz hier an was geleit.

Ferner:

Dô sprách mîn hêr Gâwân
ir jehet, ich sülle hie hêrre sîn:
swer denne ûf al die êre mîn
rîterschaft sô nâhe suochet,
sît er strîtes geruochet,
frouwe, ich sol mîn harnasch hân.

Der correcte Nachsatz hätte lauten müssen: „so will ich den Kampf mit ihm aufnehmen.“

Auch Kürze des Ausdrucks ist meistens nicht seine Tugend. Wenn er langathmige Aufzählungen und Beschreibungen hie und da umgeht, so haben wir das meistens seinem Humor zu verdanken. Im Allgemeinen macht er von dem Rechte des epischen Dichters, einen Gedanken in behaglicher Breite auszuspinnen, über Gebühr Gebrauch. Seine Vorliebe für Reden in Bildern, worin er lebhaft an Jean Paul erinnert, lässt ihn sogar Geschmacklosigkeiten begehen. So sagt er von der Keuschheit einer Frau, dieselbe würde eine Wunde geheilt haben, wenn man sie darauf gebunden. Den Leib einer schönen Frau vergleicht er mit einem aufgespiessten Hasen. In einer Todtenklage heisst es: „Solche Süsse lag an deinem Leibe, des breiten Meeres Salzgeschmack müsste ganz zuckermässig sein, wenn einer deiner zehn darein würfe.“ Auch wollen uns manche Uebertreibungen wenig zusagen, die zum Theil durch ihre immer wiederkehrende Gleichheit in Bild

und Ausdruck geradezu störend wirken. Einmal lässt man sich gern versichern, dass bei einem Tjoste der Lanzen so viele verstochen wurden, dass es eine wahre Waldverschwendung war. Wenn der Dichter aber bei jeder ähnlichen Veranlassuug mit derselben Behauptung auftritt, so fragt man sich beim Lesen unwillkürlich, wie wir heutiges Tages überhaupt noch einen deutschen Wald aus eigenster Anschauung haben kennen lernen können. Gar zu stark hyperbolisch klingt es, dass von den Anwesenden beim Umtragen der blutigen Lanze im Saale der Gralburg geschrieen und geweint wurde, „dass dazu mit Kehl und Augen kaum dreissig Völker möchten taugen.“ Sonderbar nimmt es sich aus, wenn Wolfram den Namen Parzival (Mittendurch) so deutet, dass die Liebe in Herzeloydens Herzen Furchen schnitt, wie der Pflug in den Acker; oder, wenn bei anderer Gelegenheit des Jammers Ruder in das Herz einer Frau (Bene) wol ein Fuder Schmerzen zog; oder, wenn eine Frau (Orgeluse) eine *spansenwe* (Bogensehne) genannt wird, weil sie mit ihrer Schönheit das Herz aus seiner Lage und Ruhe brachte, wie eine Sehne beim Spannen den Bogen; oder, wenn vom Blick der Augen, die auf einen das Herz verwundenden Gegenstand fallen, gesagt wird, sie seien sanfter als ein Wurf mit der Schleuder; oder, wenn sich Kingrun über König Clamides' Erscheinen im Artuslager vor Freuden die Hände reibt, dass sie krachen wie Holzscheite; oder, wenn Seneschall Kei den Rücken Cunnewarens mit seinem Stabe so heftig bearbeitet, dass ein Wald von Splittern herabfällt; oder, wenn beim Kampfe Splitter vom Schilde gehauen werden etlicher tausend Marken werth. K. Kant sagt dem Dichter solcher Uebertreibungen wegen nach, er erziele damit eine humoristische Wirkung, etwa wie Einer, der mit Kanonen auf Maikäfer schiesst.

Und doch auch bietet Wolfram gerade in der Eigenartigkeit seiner Ausdrucksweise beim wiederholten Lesen der herrlichen Genüsse gar viele. „Die glühende Phantasie dieses tiefsinnigen Poeten entwarf immer gewaltige Bilder, band fernliegende Dinge in Gleichnisse und erschuf für neue und fremde Gedanken eine neue und schwierige Sprache.“ Wenn es des Beweises ermangelte, dass jeder grosse Dichter zugleich Sprachdenker und Sprachbildner sei, in Wolfram könnte ein solcher beigebracht werden. Wir erinnern nur an die Form *ûzgesinde* als Gegensatz von *ingesinde.*

Viele Stellen des Parzival entsprechen nach der sprachlichen Seite allen Anforderungen in hohem Masse, so dass man um sie gern alle Mühe vergisst, mit welcher man sich zu ihnen durchgelesen. Aus der grossen Anzahl seien nur zwei kurze herausgegriffen:

Frouwe, hiez iuwer vater Lôt,
sô sît ir'z die'r meinet,
nâch der sîn herze weinet:
und heizet ir Itonjè,
sô tuot ir im von herzen wê.

Wie grossartig schön weiss der Dichter ganz im Gegensatze zu der angeführten barocken Bildersprache den hereinbrechenden Abend in folgenden Versen zu schildern:

Nu begúnde ouch struchén (sinken) der tac,
daz sîn schîn vil nâch gelac (beinahe erloschen war),
unt daz man durch die wolken sach
des mân (Mond) der naht ze boten jach,
mangen stérnén, der balde gienc,
wand'er der naht herbérge vienc.

Auch einige trefflich gelungene Bilder mögen noch Platz finden:

vil ungevertes er dô reit,
dâ wenic wegerîches stuont.

*

dô truoc der junge Parzivâl
âne flügel engels mâl
sus gebluet ûf der erden.

*

Du (Geliebte) bist slôz ob mîner triuwe.

*

Scham ist ein slôz ob allen siten.

*

Dîn minne ist sloz unde bant
mîns herzen unt des fröude.

*

Von wazzer boume sint gesaft.
wazzer früht (bringt hervor) al die geschaft (das Geschaffene),
der man für crêâtiure giht (die Creaturen sind).
mit dem wazzer man gesiht (das Auge sehkräftig macht).
wazzèr (bei der Taufe) gît maneger sêle schîn,
daz die éngl niht lichter dorften sîn.

Hieran reihen sich passend die beiden Räthsel, die sich im Parzival finden. Das erste „war ein bekanntes mittelalterliches, das schon bei Symposius, dann in den Bearbeitungen der Apolloniussage vorkommt, wie sie schon im XII. Jahrhundert deutsch vorhanden waren. Aus einer dieser Bearbeitungen mochte Wolfram wol dies Räthsel kennen", das mit Auflösung und Anwendung des Bildes lautet:

Räthsel: Ein múotér ir fruht gebirt:
diu fruht sînr muoter muoter wirt.

Auflösung: von dem wazzer kumt daz îs:
daz lât dan niht decheinen wîs,
daz wazzer kum ouch wider von im.

Anwendung: swenne ich gedanke an mich nim
daz ich ûz fröuden bin erborn,
wirdet fröude an mir erkorn,
dâ gît ein fruht die andern fruht.

Kain sîner anen (Grossmutter) *nam den magetuom.* Die Auflösung klingt sehr mystisch: „die Erde war Adams Mutter, weil Adam von Erde genommen war; Kain aber raubte ihr die Unbeflecktheit, als er seines Bruders Blut auf die jungfräuliche Erde vergoss.“

Auch Sprichwörter und Sprüche flicht Wolfram in seine Erzählung, meistens mit humoristischer Schattirung. Zur Belohnung für edelmüthige Hilfe raubt Urjans dem ahnungslosen Gawan das Streitross und ruft im Davonreiten dem Betrogenen die höhnischen Worte zu:

Du hôrtst och vor dir sprechen ie,
swer dem andern half daz er genas,
daz er sîn vient (Feind) dâ nâch was.

Jedem aufdringlichen Prahlhans ertheilt unser Dichter den guten Rath:

Swer selbe sagt wie wert er sî,
da ist lîhte ein ungeloube bî:
es solten die umbesæzen jehen,
und ouch die hêten gesehen
sîniu wert da er fremde wære:
sô geloupte man daz mære.

Eigenartig ist unserm Epiker auch, dass er oftmals statt des Namens einer Person oder Sache eine Umschreibung derselben gibt. Wie die Inder den Namen des höchsten Wesens bei Strafe nicht aussprechen durften, so scheint auch Wolfram Scheu zu tragen, den Namen Gottes oder

Jesu des öfteren zu nennen. Für Gott setzt er: *der die sterne hât gezalt; des hant dez mer gesalzen hât; der durch gedanke vert; von dem Adãm antlítze enpfienc.* Jesus ist *der megede kint* oder

der durh sánt Silvestern einen stier
von tôde lébendec dán hiez gên,
unt der Lázarúm bat ûf stên.

Parzival heisst *Herzeloydens herliche fruht; Gahmuhretes kint; fil li roy Gahmuret; der fröudenflühtec man.* Schöne Frauen sind „lichte Augen.“ Trevrezent entschuldigt die schlechte Bewirthung seines Gastes mit den Worten: *mîn küchen riuchet selten.* Die Zeit der angehenden Mannbarkeit ist die *gransprunge zît* d. i. die Zeit des Keimens der Barthaare. Ein zorniger Kriegsmann ist ein *arger nâhgebûr* (Nachbar), ein stattlicher Ritter *der minnen geltes lôn, minnen slüzzel, wîbes ougen süeze, der wîbe lôn, wîbes herzen suht,* der getreue Gatte: *valscheitswant.*

Auf andere Eigenthümlichkeiten der Wolframschen Sprache weist San-Marte in Heft III seiner Parzivalstudien hin. Er findet bei ihm: Negation im Gegensatz. „J. Grimm, R. A. S. 27—31 fügt in Beziehung auf die in den alten Gesetzen, Weisthümern und sonst in der Rechtssprache vorkommenden Tautologieen hinzu, dass ebenso darin der positive vorhergehende Ausdruck durch den nachfolgenden gleichbedeutenden negativen gestärkt zu werden pflege, und führt hierzu eine lange Reihe von Beispielen aus Rechts- und dichterischen Urkunden an. „Wären dieser Beispiele wenige, so bewiesen sie nichts. In der Natur jeder einfachen alterthümlichen Sprache ist es begründet, dass sich die Rede durch Wiederholung und durch ausdrückliche Abweisung des Gegensatzes stärke. Aber dass ein solcher epischer

Zug durch unser ganzes Recht von den frühesten Zeiten an bis auf die jüngsten Weisthümer gehe, wollte ich nachweisen.“

Bei Wolfram finden sich hierfür unter vielen anderen folgende Beispiele:

sunder liegen, daz ist wâr.

*

triwe âne wenken.

*

daz tout mir wirs denne wol.

*

al grüene klê, niht stoubec sant.

*

sô stîge ich ûf und ninder abe.

*

al weinde sunder lachen.

*

ich sag dir sunder valschen list.

*

mit wênec liuten er sunder trat.

*

tiure näphe von edelem gesteine,
wit, niht ze kleine,
si wâren alle sunder golt.

*

dä sturzten si darunder
ensamt niht besunder.

Verstärkung der Negation. „Bei unsern Dichtern des 13. Jahrhunderts begegnen uns die meisten Versuche, den verneinenden Ausdruck des Satzes durch ein hinzugefügtes Bild zu heben; diese Vergleichungen waren damals überhaupt beliebt und gewöhnlich, und sie gaben Gelegenheit, den Reim lebendig auszufüllen. Ein-

zelne solcher Wörter scheinen sich nach Zeit und Gegend verbreitet zu haben, entsprungen und wieder ausgestorben zu sein. Die althochdeutsche Sprache liefert das merkwürdige Beispiel eines nahe liegenden und dennoch im Mittelalter wieder ganz verschollenen Ausdrucks dieser Art. Die spätere Sprachbildung wurde ihrer fast aller überdrüssig; jede Wiederkehr sinnlicher Vergleichungen musste ihr roh und gemein erscheinen; sie duldete keine andre Formeln, als die, deren Urbedeutung sich in völlige Abstraction verflüchtigt hatte". (Grimm, Gr. ed. 2. III d. 728.) — Nach den von Grimm gesammelten Stellen sind Vergleichungsgegenstände der Nichtigkeit *ein blat, bast, ber, strô, spriu, kaf, bône, wicke, ei, brôt, hâr, fuoz, twint, om, medel, nuz, stoup.* Bei Wolfram finden sich vereinzelt *brôt, ber, vinger*, dagegen weit häufiger *ein wint* und *ein niht* als positiver Satz; er hat kein Beispiel eines negativen.

für allen sturm niht ein ber
gæb si ze drîzec jâren.

*

swaz man heizet unprîs
daz entruoger nie decheinen wîs
halbes vingers lanc noch spanne.

*

al âventiure ist ein wint.

*

Parzivâls schœn was nu ein wint . . . .
ir decheins schœn was der gelîch . .

Gegensätze als Ausdruck für eine Gesamtheit. Die frische sinnliche Sprache liebt es, durch die Zusammenstellung von Gegensätzen eine Gesamtheit oder Allgemeinheit auszudrücken, welche zugleich deren einzelne Bestandtheile erkennen lassen, und

sich auf Glücksgüter, Macht und Ansehn, Geschlecht und Geistesgaben, auch auf Räumliches bezieht. Die Gegensätze *arm unde rîch* bedeuten nicht blos arm und reich, sondern auch vornehm und gering, unbedeutend und angesehn durch Macht und Würden, Rang und Stand. *Junc und alt* oder *grâ* und *grîs* bezieht sich zwar zunächst auf das Lebensalter, doch tritt zum *alt, grâ, grîs* auch der Begriff der höheren Weisheit, der reicheren Lebenserfahrung, welcher gegenüber in der Formel *wîse und tump* die jugendliche Unerfahrenheit den Gegensatz bildet, so dass beides, *junc und alt* und *tump und wîse*, die gesammten Altersklassen nach ihrer geistigen Begabung bezeichnen. In Beziehung auf das Geschlecht treten *man und wîp, magt oder man* nebeneinander, bei den Speisen *wilt und zam, kalt und warm.*

swaz wir hie künge und fürsten hân,
barûne und arme rîter gar.

*

mâge, fürsten unde man,
rîch und arme, undertân
was mir grôz ellenthaftez her.

*

op dich ein grâ wîse man
zuht wil lêrn. —

*

Der heilige Gral spendete
spîse wilt und zam.

*

spîse warm, spîse kalt
spîse niuwe und darzuo alt,
daz zam unt daz wilde.

*

magt wîp und man ze hove dô az.

Fragesatz. J. Grimm, Gr. ed. 2. B. IV. S. 73—76 bemerkt zum Verbum: „Alles, was geradezu, ohne Zweifel und Unsicherheit gemeldet, und als ein Wirkliches bezeichnet werden soll, fällt dem Indicativ anheim, namentlich auch der Ausruf und die directe Frage. Unsre alte Sprache liebt es jedoch, den Erzählenden Fragen aufwerfen und beantworten zu lassen, und diese werden entweder zuweilen direct und indicativisch gefasst, oder sie sind, u. z. in der Regel hypothetisch, also in der Form des (optativen) Conjunctiv gestellt. Beide Wendungen finden sich zahlreich auch bei Wolfram.

Z. B. indicative Fragen, von denen manche jedoch Lachmann nicht als Fragen, sondern als Ausrufe interpungirt:

welt ir nu hœren, wie sî hiez?

*

op minne und ellen im des man?

*

wie was der junge âne bart
geschicket, do er gegürtet wart?

*

waz mag ich nu sprechen mêr?

*

wes si dô bêde pflâgen?

Optative Fragen. „Im Hintergrund liegt bei der Wendung ein Wunsch, eine ungewisse Spannung des Erzählers oder Hörers: ich oder ihr, wir möchten wohl wissen, was nun geschehen — was er thun wird? Es ist die äusserste Grenze des Optativ, der aber auch im Griechischen zur Frage gebraucht werden kann.“

waz er dar ûfe tæte?

*

wer nu der dritte wære?

*

op sîn schilt wære ganz?

*

wes der helt dô pflæge?

*

ob erz welle süenen?

Redewechsel in der Erzählung. Lachmann (Schrift der k. Akademie zu Berlin, 1835) macht bei Erläuterung des Einganges zum „Parzival“ auf die öfter wiederkehrende Eigenthümlichkeit Wolframs aufmerksam, zwei Gedanken sich durchschlingen zu lassen und abwechselnd von dem einen zum andern zurückzukehren, in der Regel jedoch so, dass mit jeder Rückkehr sich zugleich ein Fortschritt in der Entwickelung des früher Gesagten verbindet; und ein neuer Gesichtspunkt für das Folgende eröffnet wird. — Wir weisen ferner auf seine gewandte Kunst hin, in lebendiger plastischer Darstellung uns gewissermassen gleichzeitig verschiedene Scenen an verschiedenen Orten vorzuführen, so dass wir mit einem Blick die mannigfaltigsten Bilder überschauen; als Beispiele führen wir das Turnier vor Kanvoleis nicht blos hinsichts seiner sich entgegenstehenden Kämpferrotten, sondern auch der verschiedenen Gruppen und Figuren Gahmurets, Herzeloydens, der Trauerboten des Galoes und der Gesandtschaft Anflisens an. Aehnlich schildert beim Kampf vor Bearosche der Dichter schnell überspringend von einem Lokal zum andern, was gleichzeitig unter dem Wall bei Gawan oder im Felde, und was oben auf dem *Palas* bei Obie und Obilot und in der Burg vorgeht. Am kunstreichsten erscheint uns die Darstellung der Vorgänge auf Joflanze sowohl in Artus' und Gawans Lager, als auch im Lager des Gramoflanz, der Kampf desselben mit Parzival, die Dazwischenkunft

von Artus und seinem Hofe, daneben die Situation Itonjens und Benes; nur wenn dieser schnelle Scenenwechsel in der Erzählung nicht aufmerksam beachtet wird, kann die Meinung einer unklaren verworrenen Darstellung Platz greifen. Solche Aufmerksamkeit kann aber wohl mit Recht der Dichter vom Leser fordern. — Ein andres Moment, wodurch die Darstellung ungemein an Lebendigkeit und frischer Anschaulichkeit gewinnt, ist der häufige Uebergang aus der Erzählung oder der indirecten Rede in die directe, wobei in der Regel ein „sagte ich, sprach er“ u. dergl. zu suppliren ist, z. B.

den gebôt si allen an den lip
daz se immer rîters wurden lût:
„wan friesche daz mîns herzen trût.
welch rîters leben wære —.

*

dem sagt er söl hiu mære
daz niemen dinne wære
der tjostierens gerte.
„der künec mich gabe werte.
ich sagte. —

*

ich bat daz klagehafte wîp . . .
daz si senfte ir gemüete . . .
ob ie man von wîbe
mit dienste kœme in herzenôt,
„ob sim dâ nâch ir helfe bôt,
der helfe tuot ez zêren,
lat iuch von zorne kêren! —

*

Gâwân entbôt —
und er wolt ouch ir ourloup hân.
„und sagt, ich lâze irn künec hie:
bit si bedenken —.“

*

Wolfram legte sich den Zwang nicht auf, den unsere jetzigen epischen Dichter im Gegensatze zu den lyrischen nun einmal geduldig tragen müssen: er tritt mit seiner

Person nur ungern in den Hintergrund der Erzählung. Es will dem Leser darum oft fast bedünken, als sähe er den ritterlichen Dichter vor sich auftauchen, wenn dieser bei irgend welcher Veranlassung seine persönliche Ansicht zu dem gerade Erzählten kund giebt, oder wenn er „mit einem Anfluge von Humor eine keck hingeworfene Frage“ an ihn stellt und sich so ein Urtheil zu der Sache ausbittet. Dieser Manier des Dichters, sich mit seinen Lesern gleichsam von Mund zu Mund zu unterhalten, verdanken wir fast allein, was wir von seinem Leben und Charakter wissen. Nicht nur erzählt er uns scherzend von seiner Armuth, sondern gelegentlich direct und indirect auch von seinen Familienverhältnissen, von seinem Wissen und Können, von seiner Vorliebe für das Ritterwesen, kurz: von Allem, was ihn bedrückt und beglückt. Die Art und Weise, in der uns das Alles mitgetheilt wird, lässt uns den Charakter des Dichters in vortrefflichstem Lichte erscheinen. Vor Allem ist es die scherzende, humoristische Ader des grossen Mannes, die uns so sehr anmuthet. Es ist kein Halbgott, der sich herablässt, zu uns armseligen Menschenkindern zu reden, nein, es ist Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein, das wir so an ihm wahrnehmen. Wie schelmisch — und wie menschlich nahe dadurch — erscheint er uns u. a., wenn er mitleidsvoll der reisemüden Condwiramur bei ihrer Ankunft in der Gralburg die beschwerliche Mühe abnehmen will, sämtliche fünfundzwanzig schöne Graljungfrauen zu küssen:

dâ muose küssens vil ergên.
dar zuo ir munt was ê sô rôt:
der leit von küssen nu die nôt,
daz ez mich müet und ist mir leit,
daz ich niht hân solch arbeit
für si: wand si kom müediu z'in.

So sehr sich Wolfram auch stets bemüht, die wahrheitsgetreue Mittheilung aller Abenteuer durch Zeugenmund oder auf „seinen Eid und ritterliche Sicherheit“ glaubhaft zu machen, kann er doch auch nicht unterlassen, mitunter den Lesern ein Schnippchen zu schlagen.

Man sagete mir, diz sage ouch ich
ûf iuwer ieslîches eit,
daz vorem grâle wære bereit
(sol ich des iemen triegen,
sô müezt ir mit mir liegen)
swâ nâch ener bôt die hant,
daz er al bereite vant
spîse warm, spîse kalt,
spîse niuwe unt dar zuo alt,
daz zam unt daz wilde.

Statt dessen also, dass der Dichter die Erzählung mit seinem Eide verbürgt, wälzt er die Verantwortung für das ihm selber unglaublich Scheinende auf seine Leser und Zuhörer: „sie sollen die Wahrheit des Erzählten beschwören, sie werden daher, wenn es falsch ist, Lügner.“

Bei anderer Gelegenheit beruft er sich schalkhaft auf einen Gewährsmann, wo nach einem solchen auszuschauen nichts weniger als Veranlassung ist. Wenn Parzival und sein Gemahl nach langer Trennung sich minniglich umfangen, so glauben wir's dem Dichter auch so schon, dass sie sich auch küssten, ohne dass er uns mit scheinbar ernsthaftester Miene noch zu versichern braucht: *man sagete mirs.*

Komisch wirkt es bei dem immer wiederkehrenden Berufen auf seine Quellen, wenn ihm ab und zu recht arge Missverständnisse seiner Originale unterlaufen. Da dieselben französisch abgefasst waren und er diese Sprache nur mangelhaft beherrschte, so konnte ihm so etwas recht leicht begegnen. So hat er bei Schilderung des Gralfestes

talleor (Teller) mit „Messer“ übersetzt und dadurch der Gralsage einen ganz neuen Zug angedichtet. Der Sitte seiner Zeit gemäss hat er in seine Dichtungen französische Wörter und Redensarten eingemischt.

En franzois er in gruozte sân.
„bien sei venuz bẽâs sir*).
mîner frouwen unde mir.
daz ist rêgîné (reïne = Königin) de Franze:
die rüeret dîner minnen lanze.“

*

Swer byen sey venuz (sei willkommen) dâ sprach,
gramerzîs (grant merci = schön Dank) er wider jach (erwiderte).

Im *Willehalm* scherzt der Dichter selber über seine mangelhafte Kenntnis der französischen Sprache:

Herbergen ist loschiern genant:
sô vil hân ich der sprâche erkant:
ein ungefüeger Tschampaneys (Bewohner der Champagne)
kunde vil baz (besser) franzeys
dan ich, swie'ch franzeys spreche.

Form. — Der älteste deutsche Vers ist der Vers von vier Hebungen. Ihn wendeten auch die Dichter des Mittelalters bei epischen Erzählungen an. Da bei diesem Verse, wie überhaupt bei allen mittelhochdeutschen Versen, nur nach Hebungen, also nach Anzahl der Silben, die den Hauptton haben, gemessen wird, so ist die Zahl der Senkungen, also der unbetonten Silben, für ihn ganz und gar unwesentlich. Man zählt darum Verse, die ohne Auftakt elf Silben haben, während in anderen deren überhaupt nur vier sind. Dieser weite Spielraum, der sich so für Mannigfaltigkeit des Versausdruckes ergibt, sowie

---

*) *„bien sei venuz“* d. i. *bien soies venuz = wis willekomen* (seid willkommen).
bẽâs d. i. *beax (beau)* = schön; *schœne* = lieb.
sir = Herr.

die Reimpaare, die bei ihm in Anwendung kommen, verleihen dem Verse von vier Hebungen vor allen anderen Versen den Charakter des Volksthümlichen. Das ist vorzugsweise der Grund, weswegen sich auch solche Dichter, die mit Leichtigkeit kunstvolle Formen beherrschten, desselben bei epischen Dichtungen bedienten. Wolfram ist Erfinder der melodischen Titurelstrophe, seinen Parzival aber dichtete er in Versen von vier Hebungen. „Hart, gedrungen und schwerfällig wie seine Sprache sind hier auch seine Verse.“ Mit dem Reime nimmt er es nicht genau.

Aeussere Eintheilung. — Lachmann hat den „Parzival“ nach den ältesten Handschriften in sechzehn Bücher eingetheilt, welche Anordnung fast allgemein angenommen worden ist. Die weitere Eintheilung jedes Buches in kleine Abschnitte von je 30 Zeilen zerreisst oftmals den Zusammenhang und ist darum mit Recht mehr auf äussere als auf innere Gründe zurückzuführen.

Vergleich mit anderen Dichtungen. — Die Grösse eines hervorragenden Werkes erkennt man vollkommener, wenn man es in Vergleich stellt mit sonstigen grossen Werken. Darum ist es ein dankenswerthes Beginnen gewesen, Parallelen zu ziehen zwischen Wolframs Parzival und Werken anderer bedeutenden Dichter. *Parzivâl* stellt die innere Entwickelung des Menschen dar, den Läuterungsprozess einer Menschenseele, die sich durch Irrthum in strebendem Bemühen zum Frieden durchringt. Darum ist das Gedicht ein psychologisches Epos, und lag somit der Vergleich mit dem deutschen psychologischen Drama nahe. „Als Darstellung des Heldenkampfes der Seele, als das Ideal der Bildungs- und Entwickelungsgeschichte des inneren Menschen hat Wolframs Parzival nur eine Parallele auf dem weiten Gebiete der europäischen Literatur überhaupt: Goethes

Faust. Hat der letztere den Vorzug rascher Handlung, schlagender Thatsachen, ergreifender Momente für sich, so gewährt das Epos grössere Fülle, reichere Stoffe, anschaulichere Entwickelung; geräth das Epos Wolframs in Gefahr, den lang ausgesponnenen Faden der Erzählung in unaufmerksamen Händen zum Wirrnis werden und in scheinbar unauflöslichem Knäuel sich verlieren zu sehen, so ist das Drama Goethes seiner Wirkung auch auf den weniger Theilnehmenden, ja auf den Ungeneigten in jedem Augenblicke sicher; und wiederum: gelangt das Drama, wie wir es haben, darum nicht zum Abschluss, weil es sich scheuet, das letzte Wort auszusprechen, so schreitet das Epos im ruhigen Bewusstsein seiner innern Wahrheit, im vollen Bewusstsein der siegenden, ewigen, christlichen Wahrheit seinem Abschlusse, seiner Vollendung und der tiefsten Befriedigung des sinnigen Lesers entgegen. Ist Goethes Faust das treue, wahrhaftige, lebenswarme Bild einer Zeit, welche suchte, mit allen Kräften einer ebenso starken wie beweglichen, einer ebenso energischen wie erregten Seele suchte, aber nicht fand, so ist Wolframs Parzival das gestaltenreiche, farbenglühende Produkt eines Jahrhunderts, welches gesucht und gefunden hatte, und im Vollgenusse des Besitzes leiblich und geistig befriedigt war.“ *)

Auch zwischen Lambrechts „Alexander“, namentlich aber zwischen der „*comedia divina*“ des Dante Allighieri und dem „Parzival“ hat man Parallelen gezogen. „Lambrecht wies seinen Alexander von den Pforten des irdischen Paradieses ab; Wolfram führt seinen Parzival bis zu der Pforte seiner wunderbaren, von himmlischen Heerschaaren bewachten Burg; Dante schliesst seinen höchsten Freudenhimmel auf. Das Irdische und

*) Vilmar.

Weltliche ist der Gegenstand der Hölle, wie im Alexander; die Reinigung der Seele ist der Mittelpunkt des Parzival; das Paradies ist der Mittelpunkt des Dantischen Gedichts, nach dem alles Andere hinstrebt.“ *)

„Wolframs Parzival ist nicht so gelehrt und so theologisch wie Dantes Comœdie, aber romantischer und fröhlicher. Es ist nicht mit so gewaltigen Lehrsätzen angefüllt, aber es ist menschlicher und herzlicher. Es sind nicht zwei volle Jahrhunderte, die zwischen Wolfram von Eschenbach und Dantes Epos liegen, — aber wie haben sich die Ideen verändert; aus der Romantik ist gewaltiger geschichtlicher Ernst geworden. Die Weltkämpfe, die im Parzival erscheinen, sehen wie Turniere auf dem grünen Blachfelde aus. Die Hölle Wolframs selbst wird im ritterlichen Spiel genommen. Dante hat die furchtbare Wirklichkeit vor Augen, das römische Weltreich liegt vor ihm in Trümmern. Sünde und Verwirrung zerreisst die Völker und selbst das Paradies lässt das nicht vergessen. So zart und rein wie die Erfüllung im Parzival endet kein anderes Gedicht. Dantes Theologie umkränzt doch auch den Kultus der Maria. Wolframs Theodicee ist so rein, als wäre sie in Paulus des Apostels Zeit gedichtet. Nicht die Kirche, nicht die Werke, nicht die Priester entscheiden. Selig sind allein die reinen Herzen, die werden Gott schauen.“ **)

Während die eben angezogenen Vergleiche insgesamt den Zweck verfolgen, Gedichte gleicher oder ähnlicher Idee in Verhältnis zu Wolframs Parzival zu stellen, ist ein Vergleich mit dem fast gleichzeitig entstandenen, zweitgrössten Epos des deutschen Mittelalters auf einen anderen Grund zurück zu führen. Gottfried von

---

*) G. G. Gervinus.

**) Paulus Cassel.

Strassburg hat den Vergleich mit seinem *Trîstan* selber heraufbeschworen. Man hat darum wenig Ursache, Mitleid mit ihm zu haben, wenn solche Gegenüberstellung — so bereitwillig ihm auch allseitig der Vorzug in der Form zuerkannt wird — zu seinen Ungunsten ausschlägt. In der Form ist Gottfried der Grössere, in der Idee ist es Wolfram.

„Wolframs Kraft und dunkle Tiefe,
Die erschütternd, sprachgewaltig
Einer Heldenseele Ringen
Mit des Zweifels Grauen schildert
Und in demuthsvollem Glauben
Grübelnd nach Erlösung trachtet,
Die mit mythischem Geheimnis
Alles Daseins Ziel und Sehnsucht
In der reinen Gottesminne
Ritterlich erkämpft, sich aufbaut, —
Welch ein Gegensatz zu Gottfried!
Hier im Lichtgewand der Schönheit
Zweier Herzen heisse Liebe,
Minnedrang und Minnefreuden,
Minneschuld auch, Leidenschaften,
Die, geweckt vom Zaubertranke,
Menschensatzung, Gottesordnung
Ueberspringen und durchbrechen.“ *)

Einfluss auf Dichtungen des späteren Mittelalters. — „Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun.“ Ein so gewaltiger Geist wie Wolfram konnte unmöglich nur zur Bewunderung hinreissen, er musste zur Nachahmung zwingen. Wie es noch jedem Sterblichen ergangen ist, der sich mit kühnem Geistesfluge über die Alltäglichkeit des Erdendaseins zu erheben wusste, so und nicht anders ist es auch dem

*) Julius Wolff, Tannhäuser.

Dichter des *Parzivâl* ergangen. Ein ganzes Heer von Nachbetern hat er hinter sich hergezogen, auf die Schillers Wort:

„Wie er räuspert, und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt“

treffliche Anwendung finden kann. Dass Wolfram in seiner Parzivaldichtung die ausgetretene Bahn der vor ihm entstandenen deutschen Heldendichtung verlassen; dass er nicht wie die Dichter dieser Epen die Aufgabe der Himmelstochter Poesie darin erblicken konnte, durch krause, verworrene Aneinanderreihung von allen nur irgendwie möglichen und unmöglichen Abenteuern blosse zeitverkürzende Unterhaltung für gelangweilte Langweilige zu schaffen; dass der Kern seiner Dichtung die Geistesentwickelung einer klar vor allen Nebenpersonen hervortretenden Hauptperson ist; dass er, wie vor ihm in Deutschland ausser Lambrecht kein Anderer, alle Personen seines gewaltigen Epos „in fester, charaktervoller Gestaltung“ als selbstständige Individualitäten geschaffen hat; dass er in seinem Parzival „das erste Beispiel des vollständigen Wegwendens von der sinnlichen Dichtkunst der Alten zu der geistigeren der Neueren“ geliefert: das Alles hat aus der grossen Schaar seiner Epigonen auch nicht Einer begriffen, wol auch nicht begreifen können. In den Jahrhunderten nach Wolfram sahen Dichter und Dichterlinge diesen als ein vor allen andern nachahmenswerthes Vorbild an. Ja, einige derselben dichteten geradezu unter Wolframs Namen, und ist die Zahl der pseudo-wolframschen Werke keine geringe. „Der Geschmack der Zeit stand nach allem Ueberschwänglichen; die neuen Neigungen für das Priesterliche und Gelehrte fanden nur bei Wolfram Nahrung. Sein Parzival stand in dem Lichte heiliger Weihe dieser Folgezeit als Bei-

spiel vor, und der Ruf von der Gelehrsamkeit des Laiendichters, der seit Wirnts Lobspruch (S. 6) die deutsche Welt durchdrang, gereichte ihm zum höchsten Preise, wie unverdient er auch sein mochte, denn er wie gewiss viele andere Sänger der Zeit verstanden weder zu lesen noch zu schreiben.“ Schon Wirnt von Gravenberg erinnert in seinem *Wigalois* an Wolfram. Am engsten aber von allen lehnte sich an ihn Albrecht von Scharfenberg im jüngeren *Titurel* an. Sucht er doch bis zum Schlusse seines Gedichtes den Leser in der Meinung zu erhalten, dasselbe habe den Dichter des Parzival zum Verfasser. Püterich scheint mit diesem Irrthum ins Grab gestiegen zu sein. Reimt er doch in seinem bekannten Ehrenbriefe beim Verzeichnisse der Bücher seiner Bibliothek:

Ich hab den Titurel,
das haupt ab teutschen puechen;
wer mich des widerpell (widerspricht),
der findet kampf, ober den ruecht ze suechen,
das nie sein gleich wart funden in allen sachen,
mit ticht so gar durchfeinet,
als in dan hat Wolfram von Eschenbachen.

Jahrhunderte lang hat man desselben Irrthums gelebt. Und man that wol daran, wenn man anders dem anspruchsvollen Dichter zu dem Schlusse seines Gedichtes beizupflichten Neigung hat:

Von diutscher zunge ûf erden nie getihte wart sô werdes ruoches
daz lîp und sêl sô hôch gein wirde wîset,
alle die ez hœren, lesen oder schrîben, der sêle müeze werden
gepardîset.

Ueberschwenglich hat man dies Gedicht gepriesen. Man nannte seinen Dichter den deutschen Dante. Und doch ist dieser jüngere Titurel weiter nichts, als ein ungeschicktes Breittreten und Weiterbilden der Wolframschen Titurelfragmente. Das einzige Lesenswerthe

in dieser Nachahmung sind diejenigen Stellen, die nach Wolfram überarbeitet sind, und diese Stellen haben wieder den Fehler, dass das Original von Wolfram bei weitem darüber steht. Einen wirklichen Werth aber hat das Gedicht wegen der darin enthaltenen Schilderung des Graltempels. Gervinus urtheilt über Albrecht von Scharfenberg: „Kein anderer erzählender Dichter hat wie dieser sich so unverschämt mit fremden Federn geschmückt und übrigens auch so gut verstanden, sich damit zu schmücken.“

„Eine Mosaik aus Wolframschen Reminiscenzen“ ist der *Lohengrin*, der an den Schluss von Wolframs Parzival anknüpft.

Ulrich von Eschenbach „bediente sich Wolframs von Eschenbach barocker Bilder und Witze, er affektirt seinen Tiefsinn und ahmt im Eingange und sonst den feierlichen Ton des Titurel nach; er schmückt sich mit fremder und eigener Gelehrsamkeit; häufig spielt in seiner *Alexandriade* seine Persönlichkeit mit, und was dergleichen Nachahmungen mehr sind.“ Dieser Dichter ist denn auch vielfach für Wolfram von Eschenbach gehalten worden, wozu sein Name ja schon Veranlassung gab. In Handschriften findet man ihn wol als Wolfrat von Eschenbach verzeichnet.

Auch ein *trojanischer Krieg* von 30 000 Versen erschien unter Wolframs Namen.

Einen „Cyclus poetischer Romane“ über den Gral und die Tafelrunde dichtete Ulrich Füterer, ein Maler in München. Docen urtheilt über diesen: „Füterer dichtete seine 13 Abenteuer in der Strophe des Titurel, und die längst aus dem Leben geschiedenen Redeweisen, Ausdrücke und Wendungen der alten Kunst sich aneignend, mischt er unter diese *disjectorum membra poetarum* die unritterlichen, gemeinen Ausdrücke

seiner Zeit oder seiner bürgerlichen Bildung, samt allen Härten seiner provinziellen Sprache ein. Seine Arbeiten machen deshalb, weil wir nur ihn und seinen Fürsten sehen, ohne dass wir wüssten, dass irgend sonst sein Zeitalter daran Theil genommen habe, nicht sowol einen widerwärtigen als rührenden Eindruck auf uns.“

Die Nachbeter Wolframs unter den Spruchdichtern suchten ihren Meister in Dunkelheit des Ausdruckes noch zu überbieten, was ihnen auch so trefflich gelang, dass der eine von ihnen den andern nicht verstand und mancher wahrscheinlich sein eigenes Machwerk nicht zu deuten vermochte. Der unverständlichste Spruch gab am meisten Aussicht auf Beifall. Mit welcher Gespreiztheit diese Sorte Dichter einherstolzirte, und welche hohe Meinung sie von ihrer grossen „Gelehrsamkeit“ hatte, mag man am Meissner beurtheilen, der darin durchaus nicht vereinzelt dasteht:

„Wer da sang, sagt er mit Bezug auf Marner, dass der Strauss drei Tage an seinen Eiern brüte, der sang unrecht; wer da sang, dass sich der Phönix im Feuer verbrenne und wieder lebend würde, dessen Sang ist ungeheuer; wer da sang, dass der Pelikan seine Kinder tödte, der hat gelogen, der lese die Bücher besser. An falschem Gesange strafe er Lügners Mund; wer falsch singe, der sei an Kunst blind, und dem geschehe der Spott der Meister recht. Er wolle nun die Natur jener drei Thiere entscheiden, mit wahrem Gesange wolle er den Lügensang den Menschen verleiden; ein Meisterarzt könne ja Kranke wol gesund machen. Der Strauss also scharrt im August seine Eier in den Sand und vergisst sie da; die Sonnenhitze brütet sie aus. Von dem Phönix auch wolle er die Wahrheit sagen: wenn der alt wird — nun merket dummes Volk — so verbrennt er sich und wird zu Asche und aus der Asche wird ein

anderer! Mit dem Pelikan verhält es sich so: er hat Streit mit der Schlange; die Schlange tödtet ihm seine Kinder; nun wälzt sich der Pelikan im Kothe und lässt ihn an sich dürre werden, um sich dadurch gegen die Schlange zu schützen; dann belebt er im Neste wieder seine Kinder mit seinem Blute. Nun will er dies aber besser auslegen: der Pelikan bedeutet Gottes Sohn, die Schlange den Teufel, der uns tödtet, wir sind die Kinder, die er fing. Darum musste Gottes Sohn sich mit dem Kothe der Erde bestreichen!!"

Vor allen anderen aber würde Frauenlob gut gethan haben, in seinem grossen Vorbilde nicht über jene Stelle hinwegzulesen, die wir Seite 120 oben citirt haben. Er hätte sich dann gewiss nicht als den „wahren Meister" gepriesen, wie er es gethan in folgendem Gedichte:

Swaz ie gesanc Reimâr unt der von Eschenbach,
swaz ie gesprach
der von der Vogelweide
mit sô vergoltem kleide,
ich, Vrouwenlop, vergult ir sanc, als ich iuch bescheide:
si hânt gesungen von dem veim (Schaum), den grunt hânt si verlâzen.

Ûz kessels grunde gât mîn kunst, sô giht mîn munt,
ich tuon in kunt
Mit worten unt mit dœnen,
gar áne sunderhœnen,
noch solte man mîns sanges schrîn gar rîlîchen krœnen;
si hânt gevarn den smalen stîc bî (vorbei an) künsterîchen strâzen.

Wer ie gesanc unt singet noch
bî grüenem holz ein vulez bloch,
sô bin ichz doch
ir meister noch;
der sinne trage ich ouch ein joch,
dar zuo bin ich der kunst ein koch:
mîn wort, mîn dœne getrâten nie ûz rehter sinne sâzen.

Wir beschränken uns auf die angeführten Dichter der Wolframschen Schule. Das eine wird schon aus diesem wenigen klar, dass nämlich Wolframs Einfluss auf die spätere mittelhochdeutsche Literatur kein günstiger war, wenngleich wir ihn selber auch von jeder Schuld dabei frei sprechen können. Seine Epigonen verstanden nicht das Gold von den Schlacken in seiner Parzivaldichtung zu sondern, ja, sie sahen fast ausnahmsweise die Schlacken für das gediegene, lautere Gold an.

ANHANG.

Handschriften, Ausgaben und Uebersetzungen.

Von Wolframs Parzival sind bis jetzt **47** Handschriften — **15** vollständige und **32** Bruchstücke — aufgefunden worden. Wir fügen eine Zusammenstellung derselben an.*)

Handschriften:

1. (D)**) Die St. Galler. Pergament. **13.** Jhd. Fol. **234** Seiten. In Spalten zu **54** Zeilen.

---

*) No. **1**—**43** sind ausgezogen aus Pfeiffers Quellenmaterial zu altdeutschen Dichtungen, enthalten in: Denkschriften der Wiener Akademie, philosophisch-historische Klasse, Bd. XVII (1868).

**) Da die Handschriften unserer mittelhochdeutschen Dichtungen selten, und von den ritterlichen Romanen, insbesondere aus dem Artus- und Gralsagen-Kreise keine sich nachweisen lassen als solche, welche unter besonderer Aufsicht des Dichters angefertigt sind, zumal diese ja häufig selbst nicht lesen und schreiben konnten, so kommt es bei Herausgabe eines solchen Werkes hauptsächlich darauf an, zunächst das Alter der Handschrift zu ermitteln. In der Regel ist anzunehmen, dass die älteste auch dem Originale am nächsten kommt, da mit jeder Abschrift auch der Abschreiber sich mehr oder minder Freiheiten und Abweichungen erlaubte. So bilden sich bei genauer Prüfung vieler Handschriften Gruppen, welche auf diese oder jene Handschrift als auf ihren Ursprung oder die Vorlage des Ab-

2. (d) Die Heidelberger No. 339. Papier. 15. Jhd. Quart, Bl. 6—604. Mit Bildern.

3. (d) Der alte, einer Handschrift gleichzuachtende Druck vom Jahre 1477. Fol., 159 Blätter in Spalten zu 40 Zeilen.

4. (G) Die alte Münchener, Cod. germ. 18. Pergament. 13. Jhd. Fol. 70 Blätter in Spalten. Von 5 Händen geschrieben. Mit Bildern.

5. (g) Münchener, Cod. germ. 19. Pergam. 13. Jhd. Fol. 107 Blätter in Spalten zu 40—46 Zeilen. Mit Bildern. Der Schluss (von Lachmann 555,21 an) fehlt.

6. (g) Münchener, Cod. germ. 61. Pergam. 13. Jhd. Quart. 130 Blätter in Spalten. Die Verse unabgesetzt. Der Anfang (Lachm. 1—45,2) fehlt. Von Lachmann nur bis 452,30 verglichen.

7. (g) Die Heidelberger No. 364, Pergam. 14. Jhd., gr. Fol. Blatt 1—111 in Spalten zu 56 Zeilen.

---

schreibers hindeuten. Man hat nun nach Lachmann (in seiner Ausgabe des Parzival) die Gruppen oder vermuthlichen Vorlagen mit grossen Buchstaben bezeichnet, die übrigen aber mit kleinen, je nachdem sie auf eine der grossen Vorlagen hindeuten. Handschriften mit Fragezeichen sind solche, die noch nicht eingereiht worden sind. Wie wichtig die Gruppirung und Klassificirung der Handschriften ist, ergeben Lachmanns Vorrede zu den Werken Wolframs von Eschenbach, desgleichen die zu seiner *Nibelunge not* (Berlin 1826) und besonders die Erörterungen in: Der Graltempel, Vorstudien zu einer Ausgabe des jüngeren Titurel von Fr. Zarnke (Bd. VII der Abhandlungen der philosophisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Nr. V. Leipzig, Hirzel. 1876). Zu solcher Prüfung der Handschriften gehört minutiöseste Vergleichung der verschiedenen Texte, um aus Schriftform, Dialect, einzelnen Ausdrücken und Redewendungen heraus zu finden, was der Abschreiber seinerseits hinzugethan, oder was sonst als unecht anzuerkennen ist.

8. (g) Hamburger No. 15. Papier vom Jahre 1461, Fol. 612 Seiten in Spalten zu meist 30 Zeilen.
9. (g) Wiener No. 2708. Pergam. 13. Jhd. Quart. 113 Blätter in Spalten zu 38 Zeilen. Das Ende (von Lachmann 572,30 ff.) fehlt.
10. (g) Wiener No. 2775. Pergam. 14. Jhd. Fol. 108 Blätter, bis Blatt 22 in 3 Spalten zu 38, von da an in 2 Spalten zu 40—44 Zeilen.
11. (d) Wiener No. 2914. Papier. 15. Jhd. Fol. 536 Bl., die Seite zu 23—26 Zeilen.
12. (d) Dresdener; Königl. Bibliothek, No. 66. Papier. 15. Jhd. Fol., in Spalten, mit Bildern; Ende fehlt, von Lachmann 807,12 an.
13. (g) Lassbergische zu Donaueschingen, No. 70. Papier. 15. Jhd. 334 Seiten, in Spalten zu 32—34 Zeilen.
14. (g) Donaueschingener No. 97. Pergam. 14. Jhd. (von 1336), gr. Fol. Blatt 1—115 a., in Spalten. Schliesst mit Lachmann 733,30. vgl. Barack, die Handschr. der Fürstl. Fürstenberg. Hofbibl. zu Donaueschingen. Tübingen 1865, S. 88 ff.
15. (g) Schweriner. Papier. 15. Jhd. Folio. Schliesst mit Lachmann 803,7. s. Lisch, Jahrb. 6,169.

Bruchstücke:

16. (d) Gräter — K. Köpkesche. 2 verstümmelte Pergamentdoppelblätter. 13. Jhd., in gr. Quart und 3 Spalten zu 48 Zeilen. vgl. Lachm. S. XV.
17. (d) Spangenbergische I. 2 Blätter. Pergam. 14. Jhd. Fol. In Spalten zu 44 Zeilen.
18. (E) Münchener II. Cod. germ. 194. Ein unten beschnittenes Blatt. Pergam. 13. Jhd. Fol. In Spalten zu 60 Zeilen.

19. (F) Grimm'sche I. 2 Doppelblätter. Pergam. 13. Jhd. In Quart u. Spalten zu 40 Zeilen.
20. (g) Münchener I. Ein Blatt. Pergam. 14 Jhd. Fol. In Spalten zu 48 Zeilen.
21. (g) Spangenbergische II. Ein Doppelblatt. Pergam. 14. Jhd. In Quart u. Spalten zu 34 Zeilen.
22. (g) Arnsberger. Ein Blatt. Pergam. 14. Jhd. In Quart und Spalten zu 34 Zeilen.
23. (g) Grimm'sche II. 2 Doppelblätter. Pergam. 14. Jhd. In Quart und Spalten zu 30/31 Zeilen.
24. (g) Berlinisches, ehemals in v. d. Hagens Besitz. Doppelblatt. Pergam. 15. Jhd. In Quart. Auf jeder Seite 30 Zeilen.
25. (d) Wiener I. Cod. No. 13070 (olim Suppl. 751). 2 Blätter. Pergament. 13. Jhd., klein Folio. Einspaltig. Verse unabgesetzt, zu 42 Zeilen die Seite = ungefähr 60 Verse.
26. (g) Wiener II. Cod. No. 12780. Pergam. 13. Jhd. Fol. In Spalten zu 49/50 Zeilen.
27. (g) Wiener III, ebd. Pergam. 13. Jhd. Fol. In Spalten zu 50 Zeilen.
28. (g) Regensburger. 4 sehr verstümmelte Blätter, klein Quart. In Spalten zu 46 Versen.
29. (g) Karlsruher. 2 Doppelblätter. Pergam. 13. Jhd., kl. Fol. In Spalten zu 40 Zeilen.
30. (g) Pfälzer. Ein verstümmeltes Doppelblatt. Pergam., kl. Fol. 13. Jhd. In Spalten zu 50 Zeilen.
31. (g) Frankfurter. Ein Doppelblatt. Pergam. 13. Jhd. Fol. In Spalten zu 37 Zeilen.
32. (g) Salzburger. Ein unten beschnittenes Blatt. Pergam. 13. Jhd. Fol. In Spalten zu ursprünglich 44 Zeilen.

33. (d) Gothaer. Ein Doppelblatt. Pergam. **13/14.** Jhd., gr. Fol. In Spalten zu **36** Zeilen.

34. (g) Pfeiffersche I. **10** Blätter. Pergam. **14.** Jhd., gr. Fol. In Spalten zu **42** Zeilen.

35. (g) Pfeiffersche II. Ein Doppelblatt. Pergam. **14.** Jhd. Fol. In Spalten zu **42** Zeilen.

36. (d) Starnberger. Auf der Münchener Bibliothek, Cod. germ. **194.** Pergam. **14.** Jhd. Fol. In Spalten zu **38** Zeilen.

37. (d) Reiner (aus Kloster Rein in Steiermark), **2** Blätter. Pergam. **13.** Jhd., kl. Fol. Dreispaltig zu je **60** Zeilen. Sie enthalten Lachmann **417,18—429,28** u. **441,28 – 453,20.**

38. (g) Stuttgarter. **2** Doppelblätter. Fol. In Spalten zu **40** Zeilen. Der Inhalt entspricht Lachmann **465,1—480,30.**

39. (?) Züricher. Ein Doppelblatt. Pergam. **13/14.** Jhd. (Fol.?). In Spalten zu **40/47** Zeilen. Enthält S. **1**, **1—10,7** und **28**, **25—37,30.** Lesarten mitgetheilt in der Zeitschrift für deutsches Alterthum **7,169—174.**

40. (?) Schönauer (Kloster bei Heidelberg). Ein Blatt. Pergam. **13.** Jhd. Fol. In Spalten wahrscheinlich zu **40** Zeilen. Das Blatt befindet sich im kgl. Archive zu Würzburg.

41. (?) Berliner. Aus Hoffmanns Bibliothek.

42. (?) Desgleichen.

43. (?) Lausitzer. Siehe Neues Lausitzer Magazin **19.** cf. Karl Goedekes Mittelalter p. **738.**

44. Gräzer. Bruchstücke aus d. **13.** u. **14.** Buch. **14.** Jhd. Textklasse D (ed. Fr. Pichler in der Zeitschrift für deutsche Philologie **10,205—210**).

45. Eislebener (768,14—775,30 nach Lachmann). 13. saeculum, steht D auch am nächsten. (Ed. E. Bezzenberger in der Zeitschrift für deutsche Philologie 5,192—199.)
46. Weimarer. Sind ältere Zeugen für D. (Edirt von F. Lichtenstein in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 22,366—374.)
47. Nürnberger, Pergam. 14. Jhd. 3 Quartblätter im German. Museum in Nürnberg sub No. 17439. Text gehört zur Classe G. Umfasst 639,5—641,4; 651,5—653,4; 657,5—659,4.

Zu den ersten Büchern, die in Deutschland nach Erfindung der Buchdruckerkunst veröffentlicht wurden, gehörte auch der Parzival Wolframs in der oben unter No. 3 verzeichneten Ausgabe von 1477. Bodmer veröffentlichte 1753 eine moderne Bearbeitung des Parzival, die aber keinen Anklang fand. Chr. Heinrich Müller (Myller) gab in Band I seiner Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert einen Abdruck der guten St. Galler Handschrift (1784). Die erste kritische Ausgabe sämtlicher Werke Wolframs unternahm Lachmann (Berlin 1833), die 1879 in vierter Auflage erschienen ist. In der Reihe der „Deutschen Classiker des Mittelalters", begründet von Franz Pfeiffer (Leipzig, Brockhaus) bilden „Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel", herausgegeben von Karl Bartsch, Band 9, 10 und 11. Diese vortreffliche Ausgabe ist mit fortlaufenden Wort- und Sacherklärungen versehen. Uebersetzt ist der Parzival von San-Marte (Geh. Regierungsrath a. D. A. Schulz in Magdeburg) und von Simrock. Beide Uebersetzungen haben eigenartige Vorzüge. Simrock hat Wolframs

Dichtung fast wortgetreu wieder gegeben; San-Marte übersetzte in freierer Weise. In eine fremde Sprache ist der Parzival Wolframs in alter und neuer Zeit nicht übersetzt. Die englischen und scandinavischen Uebersetzungen haben sämtlich den Parzival von *Chrestien de Troyes* zur Unterlage. —

Druck:
Pansa'sche Buchdruckerei (C. Otto)
in Magdeburg.

Unter dem Protectorate Sr. Maj. des Königs Ludwig II. von Bayern.

Bühnenfestspiele

in Bayreuth.

Vom 30. Juli bis 29. August 1882

sollen **14 Aufführungen** des nur zur **Darstellung** in **Bayreuth** bestimmten Bühnenweihfestspiels

Parsifal,

und zwar am

30. Juli, 1., 4., 6., 8., 11., 13., 15., 18., 20., 22., 25., 27. und 29. August

stattfinden, nachdem am 26. und 28. Juli Aufführungen ausschliesslich für die Patrone des Vereins vorausgegangen sein werden.

Bestellungen der Karten zu **30 Mark** für einen **nummerirten Sitzplatz,** sowie Anmeldungen wegen Wohnungsunterkunft nimmt der unterfertigte Verwaltungsrath entgegen. Für bequemes Unterkommen ist gesorgt, förderliche Eisenbahnverbindung, welche den Wünschen und dem Bedürfnisse der Festgäste ganz besondere Rechnung tragen wird, ist bereits von höchster Stelle zugesagt.

Bayreuth, Januar 1882.

Verwaltungsrath der Bühnenfestspiele.

PANSA'SCHE BUCHDRUCKEREI, C. OTTO, MAGDEBURG.

9

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer-Markau, Wilhelm

Der Parzival Wolframs von Eschenbach eine Abhandlung ; mit dem Wappen Wolframs von Eschenbach in Holzschnitt

Magdeburg 1882

P.o.germ. 329 wn
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11669216-2